צדיק כתמר יפרח

Der Gerechte gedeiht wie eine Palme

Festschrift

Rabbiner Ernst M. Stein zum 80. Geburtstag

THE INTERNATIONAL RAOUL WALLENBERG FOUNDATION

Gefördert durch Familie Werthein

Casa Argentina en Israel Tierra Santa

estschri t_Stein_ nnenteil indd 1 25 05 2009 11 38 56 Uhr

Impressum:

Herausgeber:
Jüdische Gemeinde zu Berlin K. d. Ö. R.
Michael Joachim, Vorsitzender der
Repräsentantenversammlung
Rabbiner Prof. Dr. Andreas Nachama

Redaktion:
Inga Holmans
Andreas Nachama
Annemarie Werner

Bildmaterial:
Fotografenmeisterin Margrit Schmidt

Layout:
Martina Johannson

Druck:
Sprintout

Die Entstehung dieser Festschrift wurde
ermöglicht durch 2 Stiftungen
Casa Argentina en Israel – Tierra Santa
und die Internationale Raoul Wallenberg Stiftung
und deren großzügigen Begründer Baruch Tenembaum

estschri t_Stein_ nnenteil indd 2 25 05 2009 11 38 56 Uhr

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

4 Michael Joachim und Prof. Dr. Andreas Nachama

Grußworte

6 Matthias Schirmer
11 Landesrabbiner William Wolff
11 Walter Momper
12 Klaus Wowereit
12 Michael Joachim
14 Lala Süßkind
14 Dr. Herrmann Simon
15 Orna Marhöfer
16 Christoph Singelnstein
16 Jael Botsch-Fitterling
17 Dr. Martin Kruse
18 Monsignore Töpel
19 Rudolf Weckerling
19 Annemarie Werner
21 Dhiraj Roy
22 Michael Mertes
25 Prof. Dr. v. d. Osten-Sacken
31 Pfarrer Johannes Hildebrandt

Texte von Rabbiner Stein

36 Mannheimer Synagoge
39 9. November
41 Sachor
45 Jom Haazmaot
47 Jom Kippur
49 Simchat Torah
50 Chanukka
52 Priestersegen mit Akzent auf SCHALOM

Nachwort

54 Baruch Tenembaum

estschri t_Stein_ nnenteil indd 3 25 05 2009 11 38 56 Uhr

Vorwort

Festschrift für Rabbiner Stein zum 80. Geburtstag

Am 10. Mai feiert Rabbiner Ernst Max Stein seinen 80. Geburtstag. 1929 in Elberfeld geboren, musste er elfjährig nach Shanghai emigrieren. Nach dem Krieg ging er nach Palästina, war Soldat und wurde dann Kunstschmied. Erst später, 1972, begann er nach weiteren Stationen in Mannheim und den USA sein Rabbinerstudium am Leo-Baeck-College in London.

Mit seiner Frau Ruth ist Ernst M. Stein seit 52 Jahren glücklich verheiratet. Das Paar hat zwei Kinder, Charlotte Esther und Robert Josef.

Zu Schawuot 1980 kam Stein als liberaler Gemeinderabbiner zur Berliner Jüdischen Gemeinde. Er amtierte in den Synagogen Pestalozzi- und Herbartstraße, Fraenkelufer und auf dem Friedhof Heerstraße, nach der Wende auch in der Rykestraße und auf dem Friedhof Weißensee.

Schon zuvor, in den 80er Jahren, war er regelmäßig auch im Ostteil der Stadt tätig, bei Hochzeiten, Beerdigungen und Gottesdiensten. Auch nach seinem offiziellen Renteneintritt 1994 betreute Rabbiner Stein die Gemeinde noch weitere drei Jahre.

Seine besondere Aufmerksamkeit galt immer den viel gelobten Ethik-Seminaren, die er noch bis vor Kurzem durchführte. Bekannt als ein Rabbiner der »alten Schule«, zeichnen ihn seine Zuverlässigkeit und die hervorragende Zusammenarbeit mit der Kultusverwaltung, den Kantoren und solchen Institutionen wie der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit aus. Besonders mit Estrongo Nachama sel.A. bildete er über ein Jahrzehnt lang ein »perfektes Team«.

Die hier von den Herausgebern zusammengestellten Texte als Salut für unseren Rabbiner Ernst Stein wären ohne Pfarrerin Annemarie Werner - die treibende Kraft des Projekts - nicht in so kurzer Zeit und mit so großer Energie zusammengetragen worden – diese Festschrift ist zugleich ein wunderbarer Beleg für die religionsübergreifende Atmosphäre Berlins, die familiäre Situation, die Rabbiner untereinander, Gemeinderepräsentanten, aber eben auch Vertreter anderer Religionsgemeinschaften zusammenbringen. Rabbiner Stein war lange Zeit aktives Mitglied dieses toleranten Berlin. Rabbiner Ernst Stein ist für uns alle der unbestechliche, von biblischem Wissen geprägte, durch menschliche Zuwendung bekannte und durch seine kritischen Analysen der Zeit vorauseilende Lehrer.

Auch heute noch gastiert der für seine intellektuellen Predigten bekannte Rabbiner zu Pessach, Schawuot und an den Hohen Feiertagen in den Berliner Synagogen. Auf dass es noch lange so bleibe!

Masal Tow und bis 120!

Michael Joachim
Vorsitzender der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Prof. Dr. Andreas Nachama
Rabbiner der Synagoge Hüttenweg der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

estschri t_Stein_ nnenteil indd 4 25 05 2009 11 38 57 Uhr

Grußworte

estschri t_Stein_ nnenteil indd 5 25 05 2009 11 38 57 Uhr

Matthias Schirmer

Rabbiner Stein zum 80. Geburtstag

Wir würdigen in der Person Rabbiner Steins eine geistige und intellektuelle Persönlichkeit, einen Lehrer unserer Stadt, unseres Landes, ein Vorbild lebendiger Lehre in Predigt, Rat und Seelsorge, ein kritisches Gegenüber im gesellschaftlichen und interdisziplinären religiösen Dialog.

Eine geistige und intellektuelle Persönlichkeit

Die wissenschaftliche Laufbahn von Ernst Stein ist die eines Überlebenden der Shoa. Sie lässt sich nicht messen mit den Bildungschancen und – erfolgen anderer Karrieren in diesem Land. Als andere ins Gymnasium gingen, sicherte er – 1940 mit elf Jahren aus Deutschland entkommen- im Exil von Shanghai sein Überleben. Es fehlt ihm an Kleidung, er hungert, die Schule wird bald zu teuer. Als andere in Deutschland studieren konnten, erlernte er den Beruf des Schlossers und Schmieds. Als andere längst ihre berufliche Karriere gemacht hatten, besuchte er mit 43 Jahren nach Lebensstationen in Jerusalem, Mannheim und im US-Bundesstaat Florida das liberale Leo Baeck College in London und ließ sich zum Rabbiner ausbilden. Eine Rabbinerausbildung, ein Hochschulstudium der jüdischen Lehre – dies alles war zu dieser Zeit in Deutschland nicht möglich. 1939 hatten die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und die Rabbinerseminare in Breslau und Berlin schließen müssen. Erst im Jahr 2002 wurde es an einer Deutschen Hochschule überhaupt möglich, eine universitäre Rabbinatsausbildung zu absolvieren.

Wir ehren in der Person Rabbiner Steins einen Forscher und Lehrer, eine geistige Persönlichkeit, die über das wissenschaftliche Selbstverständnis des Rabbineramtes, also das lebenslange Studium von Thora und Talmud hinaus, nachdrücklich in den intellektuellen und politischen Diskurs der Stadt Berlin hinein gewirkt hat: Durch Lehrvortrag und Seelsorge, durch den historischen, überlieferungsgeschichtlichen und exegetischen Dialog mit der christlichen Theologie, und schließlich durch die Lehre von Juden und Nichtjuden der Stadt über seine zahlreichen Hörfunkansprachen im Sender Freies Berlin, dem Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg und seit deren Fusion im Rundfunk Berlin Brandenburg

Ein Lehrer unserer Stadt, unseres Landes

Andere Rabbiner sagen zum Ende ihrer Hörfunkansprachen schlicht „Shabbat Shalom“. Ernst Stein formuliert es vor jüdischem und nichtjüdischem Auditorium immer wieder anders. Präzise. Würdig. Archaisch. „Wir entbieten unseren Zuhörerinnen und Zuhörern den Gruß des Shabbat – Friedens: Shabbat Shalom.“ Der Gruß wird zum höflichen Angebot, nicht ohne Distanz. Es spricht nicht einer, es ist ein wir, ein Volk. Es ist nicht einfach ein frommer Gruß am Freitagnachmittag, sondern ein Zeitzeichen: der Alltag endet und Shabbat beginnt. Ernst Stein ist ein Lehrer, der seine Lernziele apodiktisch formuliert: „Der Triumph des einen ist das Leid eines anderen. Und es ist höchste Zeit, dass Menschen verstehen, anerkennen, dass weniger Triumph auch weniger Leid bringt - und sich dementsprechend verhalten.“ So formuliert er – ausgerechnet bei der Auslegung einer Thorastelle, die den Erfolg Israels über seine Feinde auf so kunstvolle Weise besingt.

Das sogenannte „Moses-Lied“ berichtet von der Errettung Israels am Schilfmeer und dem Ertrinken seiner ägyptischen Häscher in

estschri t_Stein_ nnenteil indd 6 25 05 2009 11 38 57 Uhr

dessen Fluten. Doch zum ungebrochenen Stolz gibt ihm und seiner liberalen Auslegungstradition solcher Bericht keinen Anlass: „Auch die so oft vorhandene Überheblichkeit, aus Macht geboren, und das Jubilieren über den Fall eines Feindes, werden durch unsere Lesung, wenn auch nur indirekt, angesprochen und von der späteren rabbinisch-jüdischen Tradition verworfen. ‚Als das ägyptische Heer im Schilfmeer ertrank,' sagten die Lehrer, ‚wollten die Engel im Himmel in Jubelchor ausbrechen, aber Gott, brachte sie mit den Worten zum Schweigen: ‚Meine Geschöpfe gehen zu Grunde und ihr wollt jubilieren?'"

1980 übernahm Ernst Stein in Berlin das Amt des liberalen Rabbiners von Berlin (West). In unzähligen Lehrvorträgen in den liberalen jüdischen Synagogen, aber auch in der kleinen, 200 Mitglieder starken Gemeinde des Ostteils der Stadt legte er die Thora aus - und in den versprengten kleinen Gemeinden von Dresden und Leipzig. Der damalige Vorsitzende der Ostberliner Jüdischen Gemeinde Dr. Peter Kirchner bat ihn, auch jenseits der Mauer zu amtieren. Seit der Trennung beider Gemeinden im Jahr 1953 waren nur noch zu hohen jüdischen Feiertagen Rabbiner gekommen, um zu amtieren - aus dem sozialistischen Bruderland Ungarn.

Rabbiner Stein tat, was kein anderer Rabbiner aus dem Westen Deutschlands tat. „Zu den Kommunisten gehe ich nicht!" hatte einer von Steins Vorgängern dem Vorsitzenden der Ostberliner Gemeinde verkündet. Stein setzte sich in die S-Bahn und kam. Sein US-amerikanischer Pass und seine Diplomatie gegenüber den Parteifunktionären verhalfen ihm zu einem Dauervisum. Er kümmerte sich um die Jugendlichen aus jüdischen DDR-Familien und vermittelte – im internen Kreis auch kritisches – aus jenem Land, in dem er längere Zeit gelebt und das der SED als zionistischer Feind des Sozialismus galt: Israel.

Dr. Kirchner erinnert sich: „Man konnte ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen: Wenn jemand einen Todesfall hatte oder es schwere Krankheiten in der Familie gab: er kam. Er hat zwar nie ein Auto oder einen Dienstwagen gehabt, er fuhr immer mit öffentlichen Verkehrsmitteln, aber er fuhr hin, sofort." Erst 1987 nahm ein Rabbiner mit ständigem Wohnsitz in der DDR die Arbeit auf .

Ernst Stein war und ist ein Lehrer über politische Grenzen hinweg – doch auch durch die Maschen der Zäune zwischen den verschiedenen jüdischen Traditionen hat sein Wort Gewicht. Als liberaler Rabbiner der jüdischen Einheitsgemeinde erlebte und begleitete er die Diversifizierung des jüdischen Lebens in der Stadt. Orthodoxe und liberale Juden bekamen in seiner Amtszeit weitere theologische Konkurrenz: die Israelitische Synagogengemeinde Adass Jisroel begründet sich 1986 - zunächst im Ostteil der Stadt – erneut. Sie erhebt bald auch Ansprüche in der wiedervereinigten Metropole, das konservative und das progressive Judentum treten nach der Wende auch in Deutschland wieder selbstbewusst auf den Plan, die orthodox-chassidische Gruppierung Chabad Lubawitsch zieht in Berlin ein.

Die jüdische Berliner Nachkriegsgemeinde gerät in einen radikalen Wandel, als der massenweise Zuzug von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion einsetzt. Die Kultusgemeinde ist nicht mehr ausschließlich eine Gemeinde der Opferkinder und Überlebenden. Die Generation des „gepackten Koffers" wird in rasantem Tempo zur Minderheit – stets in der Überlegung, jenes Land der Täter zu verlassen, das doch vor der Vernichtung auch Ort eigener deutscher Identität gewesen war. Den inneren Wandel der jüdischen Gemeinde hat Ernst Stein zunächst aktiv mitgestaltet, seit seinem Ruhestand 1997 als interessierter und gefragter Ratgeber aus der Ferne begleitet. Sein ernstes Wort, seine unerbittliche Klarheit – aber auch sein Sinn für Humor haben bis heute Gewicht in der jüdischen Gemeinde.

Was bedeutet es, jüdisch zu sein in dieser Stadt? Nach dem Fall der Mauer, im Zuge der Aufwertung als internationaler Metropole, im Zuge eines neuen deutschen Patriotismus? Wie kann das Vermächtnis der Opfer des Genozids seine Bedeutung behalten, wenn immer weniger Zeitzeugen darüber berichten können?

estschri t_Stein_ nnenteil indd 7 25 05 2009 11 38 58 Uhr

Beides ist zu beobachten: eine aufblühende Vielfalt jüdischen Lebens und ein wiedervereinigtes Deutschland, das immer wieder auch von neuem Antisemitismus und Fremdenhass überschattet wird. Ernst Stein hat solche Bi-Polaritäten immer wieder analysiert und zum Thema gemacht. Seine Prüffragen aber zielen stets nach dem Individuum. Ethos und Anstand sind Kollektivtatbestände: Was hast Du getan? Was hast Du daraus gelernt? Wie verhältst Du Dich heute Deinem Mitmenschen gegenüber, Deinem Schöpfer, Deinem eigenen Selbst?

Ein menschliches Vorbild lebendiger Lehre in Predigt, Rat und Seelsorge.

Viele, die ihn aus der Nähe kennenlernen durften, erzählen von seiner Warmherzigkeit, mit der er sich Menschen zuwendet: Maria Brauner, lange Jahre Sozialreferentin der Jüdischen Gemeinde, ist beeindruckt von der hingebungsvollen Disziplin, mit der Ernst Stein pflegebedürftige und besonders schwer erkrankte Patienten in den jüdischen Altersheimen und dem jüdischen Krankenhaus besuchte. Unvergesslich ist ihr die Würde, mit der Rabbiner Stein und der verstorbene Kantor Estrongo Nachama den letzten Weg mit Verstorbenen ging, die keine Verwandten und Angehörige mehr hatten. Obwohl er oft nichts wusste von den Toten, hat er doch immer irgendwelche Menschen gefunden, die ihm etwas über diesen Toten erzählen konnten, berichtet sie. So hat er durch seine Ansprachen die kleine Trauergemeinschaft, die 10 jüdischen Männer, die dazugehören, den Kantor und die Referentin in diesem Augenblick auf ihre Aufgabe und ihre innere Stimme zentriert. So haben sie in großem Respekt einen aus ihrer Mitte, keinen Vereinsamten und Anonymen bis zum Grab begleitet. Ich selbst, viele Jahre als Redakteur im SFB und rbb für seine Sabbatansprachen zuständig, erinnere mich: „Er kam wieder einmal in die Masurenallee. Er kam gelaufen, vom jüdischen Altersheim herüber, wo er gerade einen Parkinsonpatienten besucht hatte. Ein Zwischenstopp auf dem Weg ins Krankenhaus, wo ihm selbst demnächst ein schwerer Eingriff bevorstand. „Ich hoffe, es geht ihnen gut?“ Ein langer prüfender Blick, dann ein paar Sätze über den Parkinsonpatienten – kaum ein Wort über sich. Ein Gespräch über die jüngsten Auseinandersetzungen in der jüdischen Gemeinde entspinnt sich. Er urteilt, verurteilt, erklärt. Plötzlich und unvermittelt eine scharfe Pointe und ein breites Lächeln. Und ebenso plötzlich wieder ein großer Ernst in den Augen. „Müssen wir nicht ins Studio?“ Er ist nicht gekommen, weil er dazu einen Auftrag der Redaktion hat, sondern weil er eine innere Aufgabe bewältigt hat. Er hat sich mit einer religiösen Frage auseinandergesetzt zuhause in der Nähe von Brighton, an einer seiner vielen altmodischen Schreibmaschinen. (Mit 78 wechselte er zum PC.) Er hat – man sieht es den Manuskripten an - um jedes Wort gerungen. Gestrichen, verbessert, Gegenargumente gesucht. Sie entkräftet, sich von ihnen eines Besseren belehren lassen. Einen Schluss gefunden und eine unbequeme, unmissverständliche Aufforderung an seine Hörerinnen und Hörer. Er hat sich Betonungszeichen gesetzt. Jetzt geht es darum, diese Arbeit abzuschließen. Im Studio einzusprechen, nicht zu plaudern. Maximal ein Schnitt, denn Versprecher

estschri t_Stein_ nnenteil indd 8 25 05 2009 11 38 58 Uhr

gehen ihm gegen die Ehre. Rabbiner Stein hat keine freundliche Alltagsgeschichte im Gepäck, sondern anspruchsvollen, intellektuellen Stoff. Zwei Seiten Din A4, jedes Wort gewogen und nochmals gewogen. Abgegrenzt, gestochen scharf und klug. Ein Angebot zur Auseinandersetzung. Wer die nicht möchte, hat sich eben entschieden. Wie er.

Brigitte Schulz, Autorin und früher Lehrerin für Deutsch als Fremdsprache, und Ursula Kerkau, Leiterin des entsprechenden Spracherwerbszentrums im Süden Westberlins, haben eine sehr einschneidende Erfahrung mit Rabbiner Stein gemacht. Sie unterrichteten in den 90er Jahren hauptsächlich Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion, darunter sehr viele mit jüdischem Pass. Der Schock dringt tief, als eines Tages die 18jährige jüdische Schülerin Anna brutal ermordet wird. Der Verdacht liegt nahe, dass die russische Mafia ihre Hände im Spiel hat. Das Kollegium fährt zur Beisetzung auf den Jüdischen Friedhof in Berlin Weißensee. Brigitte Schulz beschreibt die Situation:

"Er kam, wie immer, mit der BVG, stieg aus dem Bus, während bei diesem Gottesdienst sehr viele schwarze Limousinen vorfuhren, über deren Insassen man nur mutmaßen konnte. Der Gottesdienst von Rabbiner Stein war wütend und direkt. Er sagte, dass er genau wisse, dass die Täter sich unter den Trauergästen befänden und wahrscheinlich einige der Anwesenden in das Verbrechen verstrickt seien oder wüssten, wer die Täter seien. Er sagte, niemand komme ungeschoren davon, Gott sei der höchste Richter und werde das Verbrechen richten. Uns beeindruckte seine Zivilcourage, und später soll er gefragt worden sein, ob er lebensmüde sei. Er schien überhaupt keine Angst zu haben."

Der Rat von Rabbiner Stein war uns wichtig. Er kam schon zwei Tage später zu einer Teamsitzung: Kurz, knapp, sachlich erklärte er uns, dass die Burschen sehr gefährlich seien, dass sie bei der Jüdischen Gemeinde auch auftauchten, aber dass wir uns auf jeden Fall wehren sollten – indem wir kontrollieren, Hausverbote erteilen, keinen mehr während der Pausen vom Schulgelände lassen. Seine Tipps waren konkret und realistisch. Weil viele aus unserem Kollegium zur toleranten 68-Generation gehörten, wären für uns so scharfe Kontrollmaßnahmen eigentlich undenkbar gewesen. Wir richteten uns danach: Hausverbot, strikte Kontrollen, ich sprach die Schüler direkt auf eventuelle kriminelle Aktivitäten an. Wir sprachen vorsichtig mit den Mädchen, von denen wir vermuteten, dass sie in die Prostitution geschickt wurden. Frau Kerkau wandte sich auch an die Eltern dieser Mädchen. Nach einiger Zeit half es. Die Jungs brauchten Autorität. Denn obwohl einige wahrscheinlich hochkriminell waren, achteten sie unsere Verbote. Es war paradox, sie wollten Deutsch lernen und wohl auch in diesem normalen Umfeld bleiben. Der Drogenhandel in der Schule hörte auf. Mich persönlich hat diese Begebenheit gelehrt, dass sehr viel möglich ist, was unmöglich erscheint – und Dinge als Lehrerin schon früh anzusprechen, die mir „nicht koscher" vorkommen."

Ein kritisches Gegenüber im gesellschaftlichen und im interdisziplinären religiösen Dialog

Ernst Stein hat Nichtjuden sicherlich hunderte von Malen erklärt, was das Thorafreudenfest bedeutet, warum zu Jom Kippur gefastet wird und woran die Laubhütte erinnert. Doch er tut es ohne jedes Quäntchen Folklore – stets behält er den ethischen Grundgehalt, und die Botschaft über die Jahrtausende hinweg fest im Blick. Zwei Beispiele: Über Pessach, das Fest der Befreiung des kleinen Wüstenvolkes aus der Versklavung durch eine antike Supermacht, erklärt er seinem Hörfunkpublikum:

„Tatsächlich ist mit der Freiheit, die das Fest proklamiert, nicht die alles erlaubende Freiheit des Einzelnen oder der Gemeinschaft gemeint, wie man es vielleicht heute gerne verstehen möchte. Sondern die Freiheit der Gleichheit, die auch und vor allem, die am Rande der Gesellschaft Stehenden uneingeschränkt einschließt und an ihr teilhaben lässt. (...) Die großen Schritte sind: Befreiung, Offenbarung, Erlösung. Auf welcher Station man sich auf diesem Weg befindet, hängt letztlich davon ab, ob man verstanden hat, dass jeder Schritt in Freiheit gegangen werden muss. Unfreien wird nichts offenbart, denn sie können nicht damit umgehen; und darf man denn Erlösung erwarten, wenn man andere in Unfreiheit hält?"

Während andere Rabbiner im Monat Dezember (nach christlicher Zeitrechnung) die bunten Bräuche des Chanukka-Festes beschreiben, ordnet er streng ein. Zunächst historisch: Die Erinnerung an den Sieg der hoffnungslos unterlegenen Makkabäer über die syrisch-hellenistische Großmacht. Dann aber ist er ohne Umschweife in der reichen talmudischen Tradition: „Die rabbinische Erklärung ist vielmehr, dass Chanukka auf ein Wunder hinweist.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 9 25 05 2009 11 38 59 Uhr

Nämlich, dass es möglich ist, wie ein Gebetstext es ausdrückt, dass die Starken in die Hand der Schwachen und die Vielen in die Hand der Wenigen fallen. Das Symbol des Festes, der achtarmige Leuchter, proklamiert den Sieg des Lichts über die Dunkelheit. Und die eigens für den Tag festgelegte Lektion aus den Prophetenbüchern ist eindeutig in ihrer Nachricht: ‚Nicht durch Macht und nicht durch Stärke, sondern durch meinen Geist; spricht der Ewige der Heerscharen." (Sacharia 4:6)

Ernst Stein konnte auch sehr scharf formulieren. Am 20. Januar 1982 hält er Rede zum 40. Jahrestag der Wannseekonferenz – dem bürokratischen Vernichtungsurteil deutscher Beamter über das Judentums Europas. Im Angesicht der politischen Prominenz Berlins formuliert Stein 40 Jahre danach unmissverständlich: „Doch Gottes Gericht kann noch nicht vollzogen sein. Und so wenden wir uns mit einem Wort hier und jetzt an ihn, den wahren Richter: Herr vergib ihnen ihre Sünden nicht, denn sie wussten, sie alle wussten, was sie taten. Amen."

Vergebung könne er nicht aussprechen, Versöhnung nicht gewähren, hat er an anderer Stelle formuliert. Dieses Recht hätte nur den Millionen Opfern selbst gebührt, nicht aber den Überlebenden und Nachgeborenen. 2007 sagt er im rbb: „Unsere Generation hat das ultimativ Böse gesehen und erlebt, und die Gegenwart zeigt nicht, dass viel aus der schrecklichen Zeit gelerntwurde. Sicher ist es gut, dass Menschen die Vergangenheit überwinden, aber nicht gut, wenn sie in Vergessenheit gerät."

Als 9-jähriger hat er in Mannheim erlebt, dass das Novemberpogrom weit mehr war, als brennende Synagogen und eingeschlagene Schaufensterscheiben. Der 9. November war auch ein Angriff auf die Intimität und die Menschenwürde jüdischer Deutscher, auf ihre Privatwohnungen. Das Mobiliar der elterlichen Wohnung wird zertrümmert, die Wäsche auf die Straße geworfen. Einige Nachbarn klatschen Beifall. Nur eine Nachbarin kommt entsetzt zur Familie herunter, teilt die Fassungslosigkeit, fragt ob sie helfen könne. „Sie war Norwegerin.", sagt er lakonisch.

Auch viele Christen in Berlin schätzen diesen distinkten Ton eines Rabbiners. Und sind ihm dankbar, dass er sich trotzdem der Wissensvermittlung und der exegetischen Debatte mit christlichen Theologen nicht entzieht.

Ernst Steins Lebenswerk ist zu seiner aktiven Amtszeit und lange darüber hinaus übersehen worden. Seine Bescheidenheit mag dazu beigetragen haben. Doch er hat durch öffentliche Lehre und öffentliches Wirken für die Wissenschaft des Judentums vierzige Jahre nach der gewaltsamen Schließung der gleichnamigen Hochschule Grundlegendes geleistet. Über Jahrzehnte war und blieb er ein magister urbis.

Wir würdigen in seiner Person den Lehrer der Stadt, das menschliche Gegenüber, den distinkten und kritischen Partner der Berliner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, den Seelsorger der ihm anvertrauten Jüdinnen und Juden, und den ethischen Inspirator für ein jüdisches wie nichtjüdisches Publikum.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 10 25 05 2009 11 38 59 Uhr

Landesrabbiner William Wollf
Berlin, 30. März 2009

„Der Reichtum des Judentums verlangt ein warmes Herz, eine tiefe Seele und hohe Intelligenz, um voll erschlossen zu werden. Rabbiner Ernst Stein hat jüdische Gemeinden und die ganze jüdische Gemeinschaft mit allen drei in großzügiger Weise betreut. Somit hat er uns alle inspiriert und bereichert. Somit hat er auch seinen Kollegen im Rabbinat Ansporn verliehen und persönlich geholfen. In dem er weiterhin jüdische Gemeinden mit tiefem Wissen und strammen Rückhalt gestärkt hat, hat er dem ganzen Judentum zu frischem Lebensmut und Lebensgeist verholfen. Er bleibt eine Bereicherung für seine Freunde, nicht am wenigsten für diesen Freund, und für das ganze Judentum. Er bleibt ein Freund und Seelsorger, Vorbild sowie Lehrer - und segensreicher Wegweiser für alle, die zu ihm schauen und auf ihn hören."

Schriftliches Grusswort des Präsidenten des Abgeordnetenhauses von Berlin Walter Momper für die Festschrift zum 80. Geburtstages des liberalen Gemeinderabbiners Ernst. M. Stein

Rabbiner Ernst M. Stein feiert am 10. Mai 2009 seinen achtzigsten Geburtstag. Die nun vor Ihnen liegende Festschrift würdigt einen Menschen, dessen liberale Denkweise ich ganz außerordentlich schätze. Ich habe ihn während seiner aktiven Dienstzeit in Berlin schätzen gelernt als „Erklärer" und „Erläuterer", wenn es um Fragen der jüdischen Religion, insbesondere auch der jüdischen Religiosität geht. Für mich repräsentiert er als Person und als Rabbiner die liberale Synagoge in der Pestalozzistraße – und die liberale Synagoge, das war er. Heute lebt er in der Nähe des bekanntesten englischen Seebades Brighton. Ich weiß, er kommt gern nach Deutschland, vor allem nach Mannheim, aber auch nach Berlin, wo er noch viele Freunde und Bekannte hat, mit denen er sich austauscht.

Er amtiert dann in der Synagoge Fraenkelufer in Berlin-Kreuzberg, heute ein geschütztes Denkmal. Wie viele andere Gebäude der jüdischen Gemeinde wurde auch diese Synagoge in der Reichspogromnacht beschädigt und konnte nicht mehr als Synagoge genutzt werden. Ab 1942 besetzte die Gestapo das Grundstück und nutzte es zum Abstellen von Militärfahrzeugen und lagerte geraubte jüdische Besitztümer in das Gebäude ein. Der Krieg hinterließ weitere Spuren, das Hauptgebäude musste abgerissen werden. Zurück blieb die Jugendsynagoge, die vor fast genau 50 Jahren nach einem Umbau erneut geweiht wurde.

Für Rabbiner Stein war und ist bis heute die Erinnerung an die Schreckensherrschaft und Gräueltaten der Nationalsozialisten ganz gegenwärtig. Vor allem junge Menschen heute müssen wissen, was geschehen ist. Seine Haltung hängt auch mit seiner Biografie zusammen. Aus der Heimatstadt Mannheim musste die Familie auf Umwegen bis nach Shanghai emigrieren. Ende der 40er Jahre ging sie nach Israel. Ernst M. Stein erlernte einen handwerklichen Beruf, bevor er das Rabbinerstudium am liberalen Leo-Baeck-College in London aufnahm und danach ordiniert wurde. 1980 übernahm er in Berlin das Amt des verstorbenen Rabbiners Manfred Lubliner. Bis 1997 amtierte Rabbiner Stein in der Synagoge Pestalozzistraße in Charlottenburg. Schwerpunkte seiner Arbeit waren der christlich-jüdische und der interreligiöse Dialog.

Rabbiner Stein verstand sich stets als Mahner wider das Vergessen, aber auch als Mahner vor einer gut gemeinten „Mittrauer mit den Opfern". „Die Shoa trennt Täter und Opfer ein für allemal", stellte er 1999 in der Veranstaltung „Dem Unrecht antworten" in Essen fest.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 11 25 05 2009 11 39 00 Uhr

Ich wünsche Rabbiner Stein, dass er uns noch lange erhalten bleibt, als jemand, der aktiv am gesellschaftlichen Dialog teilnimmt und am Geschehen in Deutschland. Meine Botschaft: Hochverehrter, lieber Herr Rabbiner Stein, mischen Sie sich weiterhin ein!

Grusswort des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Klaus Wowereit, zum 80. Geburtstag des Gemeinderabbiners Ernst M. Stein

Berlin ist Rabbiner Ernst M. Stein zu Dank verpflichtet. Im jüdischen Gemeindeleben hat er tiefe Spuren hinterlassen. Hier schätzt man seine Geradlinigkeit und seinen Humor. In Berlin hat Ernst M. Stein viel gegen das Vergessen der Shoah getan und dazu beigetragen, die Erinnerung wachzuhalten und an die nächste Generation weiterzugeben. Als Rabbiner der Synagoge Pestalozzistraße erwarb er sich große Verdienste um das christlich-jüdische Gespräch und um den Zusammenhalt der Juden in der geteilten Stadt, in der er wirkte und – häufig gemeinsam mit dem unvergessenen Oberkantor Estrongo Nachama – einen intensiven Kontakt zur Synagoge in der Rykestraße und zur Ostberliner Jüdischen Gemeinde pflegte. Berlin gratuliert Ernst M. Stein herzlich zum 80. Geburtstag, wünscht ihm Gesundheit und Wohlergehen und sagt: Danke für alles, was er in und für Berlin getan hat.

Michael Joachim

„Wollen Sie das wirklich wissen?“

Die Besucher des Gottesdienstes Anfang April 1980 in der Synagoge Pestalozzistraße waren sehr gespannt. Heute sollte sich der neue liberale Rabbiner mit einer Predigt der Gemeinde vorstellen, einer Gemeinde, die wohlwollend, aber nicht unkritisch bis dahin jedem Rabbiner aufmerksam begegnete. Dann war es soweit: Rabbiner Ernst M. Stein trat an das Mikrofon und begann seine Ansprache mit einer Anekdote. Er erzählte, dass in seiner Zeit die frisch ordinierten Rabbiner kurz vor Beginn ihrer ersten Drascha einen Zettel zugesteckt bekamen, auf dem eine Bibelstelle notiert war. Über die hatte der Neuling dann zu sprechen. Er, Stein, habe damals voller Spannung seinen Zettel entfaltet und fand - nichts! Buchstäblich also ins Leere gestellt, musste er dann zu predigen beginnen.

Ich bin mir heute nicht mehr sicher, ob das ausgedacht war oder sich tatsächlich so abgespielt hatte, jedenfalls kam der damals 51jährige Rabbiner mit seiner Vorstellung in der Pestalozzistraße gut an.

Die Stimmung war gelockert, man hörte freundlich zu. Es reichte den meisten Betern, den Rabbiner oben auf der Bima zu beobachten, wie er sich hielt. Er hat sich gehalten und das länger als 15 Jahre.

Es waren sicher keine leichten Anfangsjahre in Berlin, traf der Rabbiner hier doch auf eine Gemeinde mit fester Struktur, die geprägt war durch die Teilung der Stadt, durch eine Überfigur in der Gemeindeleitung und einen Oberkantor, der die Gottesdienste mit seiner Stimme und seiner Persönlichkeit dominierte. Das machte das Nebeneinander beim Amtieren zumindest nicht einfacher. Die Stellung am Mikrofon oder das Sprechen des Kaddisch schienen anfänglich eher dem Abstecken eines Claims zu gleichen. Es spricht für Rabbiner Stein, dass diese von der Gemeinde gefühlten Konkurrenzen bald der Vergangenheit angehörten.

Nach den ersten Predigten im Gottesdienst ebbte bei einigen Gemeindemitgliedern das Interesse ein wenig ab und somit auch deren Präsenz im Raum. Grund genug, dass Rabbiner Stein deutliche Worte fand, dieses Nichterscheinen zu geißeln. Das geschah nicht nur einmal, sondern immer dann, wenn die Anzahl

estschri t_Stein_ nnenteil indd 12 25 05 2009 11 39 00 Uhr

der Beter unter einem erwarteten Level blieb. So manches Mal fragten sich dann die Anwesenden, warum der Rabbiner über das Desinteresse der Weggebliebenen schimpfte und an die Pflichten des Judentums erinnerte, wo sie doch da waren...

Rabbiner Steins Predigten zeichneten sich aus meiner Sicht unter anderem dadurch aus, dass sie klar und anregend waren, zum Nachdenken verführten und in ihrer exegetischen Anlage mit narrativen Komponenten auch immer wieder den Gegenwartsbezug herstellten. Wir Gottesdienstbesucher konnten uns über das Gehörte austauschen und wurden verlockt, die Bibelstellen später noch einmal nachzulesen.

Das Wort Heinz Galinskis anlässlich der offiziellen Amtseinführung an Erew Schawuot im Mai 1980 sollte sich bewahrheiten, dass ein Rabbiner, der gute Predigten zu halten vermöge, ein großer Gewinn für jede Gemeinde sei.

Ein besonderes Erlebnis waren die Angebote Rabbiner Steins in der Jüdischen Volkshochschule. Und hier vor allem die in seinen Berliner Anfangsjahren angebotenen Fundamentalkurse zum Judentum.

Diese Kurse waren von Beginn an gut besucht und sprachen Themen an, die alle interessierten. Sie reichten von jüdischer Religi-onsliteratur über die Tora bis zu Frauen im Judentum, von den Festen über Gebete bis zu den Speisegesetzen, vertieften sich im Talmud und streiften Themen wie Medizin im Judentum, Messianismus und die Inquistion.

Diese zwei Jahre waren für mich und meine Frau ein Born, aus dem wir schöpften. Denn, obwohl vieles bekannt, waren die Ausführungen und die Diskussionen voller Kraft, geistiger Tiefe und - Humor.

Rabbiner Ernst M. Stein besitzt neben dem profunden Wissen eines gestandenen Toragelehrten bis heute auch einen trockenen Humor und Geistesgegenwart. So spielte sich z.B. folgende Kleinigkeit am Beginn eines der oben erwähnten Kurse ab: Ein junger jüdischer Hörer verspätete sich ein wenig und fragte den Rabbiner beim Hereinkommen ungeniert: „Guten Morgen, Herr Rabbiner, wie geht es Ihnen?“. Antwort Rabbiner Stein: „Wollen Sie das wirklich wissen?“ Eine typische jüdische Gegenfrage auf eine Frage, eine typische Replik von ihm.

In Rabbiner Stein hatte die Jüdische Gemeinde zu Berlin über eineinhalb Jahrzehnte einen Seelsorger, der sich auch um das

Wohl der Juden im Ostteil kümmerte, sich im jüdisch-christlichen Dialog einmischte und gute Kontakte zu den Theologen beider Kirchen hielt.

Wichtig waren ihm immer das persönliche Gespräch sowie die Bereitschaft, sich der individuellen Probleme anzunehmen und damit konkrete Lebenshilfe zu bieten.

Das Erfrischende und Beeindruckende an ihm war und ist bis heute die tiefe Verwurzelung im Judentum, seine liberale Betrachtung der Tradition, geprägt vor allen von Ignaz Maybaum und Leo Baeck, sowie die nüchterne Analyse all dessen, was heute für uns Juden die Halacha bedeutet. Den Zuhörern mutet er dabei zu, ihm in seinem dialektischen Denken zu folgen und die Ausgewogenheit zwischen den Extremen zu erkennen.

Rhetorische Brillanz und Schärfe des Intellekts verband er mit dem Geist der Nächstenliebe und dem Verständnis für den Mitmenschen.

Auf Grund seiner Vita hatte und hat Rabbiner Ernst M. Stein sicher große Probleme mit Deutschland und dem erlittenem Unrecht. Obwohl in diesem Land geboren und auf Umwegen über Shanghai, Israel und die USA als reifer Mann hier wieder viele Jahre tätig gewesen, hatte und hat er seinen ständigen Wohnsitz in England. Aus dieser Distanz kann er gewiss etwas leichter mit den Erinnerungen an die Vergangenheit seines Geburtslandes und den Deutschen umgehen. Wie verständlich, was er vor zehn

estschri t_Stein_ nnenteil indd 13 25 05 2009 11 39 01 Uhr

Jahren im Rahmen einer Tagung an der Uni Essen sagte:
„ Man kann aus der Geschichte nicht aussteigen... Meine Erinnerungen verblassen mit zunehmendem Alter nicht, sondern sie werden immer schärfer. Aber der Kreis derer, die wirklich verstehen, wird immer kleiner. Erst kürzlich sagte mir ein Freund: Ernst, es ist keiner mehr da, mit dem ich über die Schoa reden kann."
Sehr geehrter, lieber Herr Rabbiner Stein, Masal tov, alles erdenklich Gute und - bis 120!
Vielen Dank für all das, was sie uns gegeben haben und
Schalom,

Ihr Michael Joachim

Gabbai der Synagoge Fraenkelufer und
Vorsitzender der Repräsentantenversammlung
der Jüdischen Gemeinde zu Berlin KdöR

Grusswort der Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Lala Süsskind, anlässlich des 80. Geburtstages von Rabbiner Stein

Lieber Herr Rabbiner Stein,
wie gerne erinnere ich mich an die Zeit zurück, an denen wir uns jeden Mittwochvormittag zum Shiur trafen. Wir waren Ihre WIZO – Ladies. Auch wir konnten Themen vorschlagen, und so diskutierten wir uns durch das Judentum – und: Wir waren „unter uns". Es war für uns eine schöne, lehrreiche und sehr interessante Zeit.
Sie waren zwar nicht „mein" Rabbiner, dennoch hatten wir die große Freude, die Bat Mizwah unserer Tochter in der Synagoge Pestalozzistraße mit Ihnen zu begehen. Ich hätte mir keinen besseren Rabbiner vorstellen können, der so humorvoll und dennoch einfühlsam auf die Bat Mizwah eingegangen ist. Auf Menschen zu gehen, ist Ihre Stärke.
Sie sind aber auch ein Weltmeister in der Auseinandersetzung.
Lieber Herr Rabbiner Stein!
Nie werde ich Ihre Worte, bezogen auf Geburtstagswünsche, vergessen. Sie sagten, wenn man jemandem ein Leben „bis 120" wünscht, wäre das ein jüdischer Fluch. Deshalb wünsche ich Ihnen von Herzen im Kreise Ihrer lieben Familie ein Leben „bis 100", „wie 20"!

Ihre Lala Süsskind

Dr. Herrmann Simon

Sehr geehrter Herr Rabbiner, lieber Herr Stein,
wenn diese Zeilen im Druck vorliegen werden, ist es wenige Wochen her, dass ich gefragt wurde, ob die Betergemeinschaft der Synagoge Rykestraße Einwände habe, ihren Geburtstag in dieser Synagoge zu feiern.
Natürlich hatte niemand etwas dagegen, aber Vorstand und Repräsentantenversammlung entschieden sich für die Synagoge Pestalozzistraße, auch wenn Sie – wie mir gesagt wurde – die Rykestraße gerne gewollt hätten.
Schade, dass Sie nun doch nicht „zu uns" kommen, aber die Pestalozzistraße ist schon der richtigere Ort, Ihr Jubiläum zu feiern. Die Synagoge in der Pestalozzistraße war viele Jahre lang Ihre Wirkungsstätte; hier taten Sie wie viele Rabbiner, die nach dem vorsichtigen Neubeginn jüdischen Lebens nach Berlin kamen, ihren Dienst: Schabbat für Schabbat, Feiertag für Feiertag.
Insofern unterschieden Sie sich von Ihren Vorgängern nicht. Allerdings gehe ich davon aus, dass Sie die anregendsten Predigten gehalten haben, aber das kann ich eigentlich nicht beurteilen.
Es gibt aber einen ganz gravierenden Unterschied, und der besteht darin, dass Sie den Weg in die Ostberliner Jüdische Gemeinde, und zwar in die Verwaltung Oranienburger Straße, in die Synagoge Rykestraße und den auf den Jüdischen Friedhof in Weißensee gefunden haben, und zwar auch in den Zeiten, als niemand mit den gewaltigen politischen Veränderungen

estschri t_Stein_ nnenteil indd 14 25 05 2009 11 39 01 Uhr

rechnen konnte, die dann mit dem Fall der Mauer vor nunmehr fast 20 Jahren erfolgt sind.

Sie waren – ebenso wie Kantor Estrongo Nachama s.A. – da, wenn Sie gerufen wurden. Das war unter den Bedingungen, unter denen wir in Ostberlin versuchten, jüdisches Leben zu bewahren, wichtiger als es heute scheint.

Ich habe Sie nie gefragt, ob Ihr Engagement im Osten damals die Zustimmung Ihres Dienstherren fand. Ich wage dies zu bezweifeln.

An viele Einzelheiten erinnere ich mich: Ich sehe Sie vor mir, wie Sie scheinbar ohne jegliche Vorbereitung eine ganze Vorlesung hielten. Die Vorbereitung hatten Sie im Kopf. Allerdings hatten Sie nichts Schriftliches bei sich, weil Sie keine Aufzeichnungen über die Grenze bringen wollten. Es muss einer Ihrer ersten Besuche in der „Hauptstadt der DDR" gewesen sein, den ich nicht vergessen habe.

Sie haben uns in der einen oder anderen persönlich schwierigen Situation beigestanden, und Sie haben nach der Geburt unserer jüngsten Tochter Rose (30. Juni 1990) die Familie in der Rykestraße nach vorne gebeten, um Rose vor der Betergemeinschaft ihren jüdischen Namen zu geben. Dass Ihre Formulierung „junge Eltern" (Jahrgang 1950 und 1949) eine Lachsalve der Betergemeinschaft zur Folge hatte, bleibt unvergessen und gehört zu den in unserer Familie oft erzählten Geschichten.

Wie viele, die in diesem Büchlein versammelt sind, danke auch ich Ihnen an Ihrem Ehrentag herzlich und bin mir sicher, dies nicht nur in meinem eigenen Namen zu tun.

Orna Marhöfer

Kwod Haraw, verehrter Herr Rabbiner Stein!

Die herzlichsten Glückwünsche zum 80.Geburtstag sendet Ihre Jüdische Gemeinde in Mannheim. Es sollen nun keine Konkurrenzgedanken zur Jüdischen Gemeinde in Berlin aufkommen, aber in Mannheim entwickelten sich die Wurzeln für Ihren ereignisreichen Lebensweg und waren wichtige Jahre Ihres Engagements in der Gemeindearbeit. Diese Bindung wirkt bis in die heutigen Tage, die Nähe zu vielen Mitgliedern hat Sie immer wieder gerne in unsere Gemeinde geführt. Voller Dankbarkeit haben wir Ihre beeindruckenden Predigten aufgenommen,

Ihre Ansprachen bei Gedenkfeiern haben immer sehr berührt und führten durch die Schilderung Ihrer persönlichen Erlebnisse tief in die Vergangenheit. Ihren rabbinischen Rat haben wir in den letzten Jahren gerne beachtet und Sie als väterlichen Begleiter verstanden.

Von Herzen wünschen wir vor allem Gesundheit, aber auch einen zufriedenen Lebensweg, verbunden mit der Hoffnung auf viele weitere Begegnungen, gemeinsam mit Ihrer lieben Gattin.

Mazal Tov

Orna Marhöfer
1. Vorsitzende

estschri t_Stein_ nnenteil indd 15 25 05 2009 11 39 02 Uhr

misch herablassend, nie haben Sie im engen Rundfunkstudio das Manuskript trocken ins Leere gelesen, sondern Sie haben immer die Weite der Übertragung gesucht und auch gefunden, wie es uns immer wieder Hörerreaktionen bestätigten.
Ich wünsche Ihnen, sehr verehrter Herr Rabbiner, eine Vielzahl weiterer Jahre guter Gesundheit und geistiger Regsamkeit. In der Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches grüßt Sie auch im Namen der Mitarbeiter des rbb und gewiss auch für Ihre einstigen Hörerinnen und Hörer

Ihr
Christoph Singelnstein

Christoph Singelnstein

Sehr verehrter Herr Rabbiner,
herzliche Glück- und Segenswünsche erlaube ich mir zu Ihrem Jubiläumsgeburtstag auszusprechen.
Mit meiner Gratulation verbinde ich den Dank des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in unserem Sendegebiet für Ihre Autoren- und Sprechertätigkeit im einstigen ORB-Hörfunkprogramm Radio Brandenburg. In einigen hundert Sendungen zum Sabbat in den neunziger Jahren haben Sie einer stetig wachsenden Hörerschaft wesentliche ethische, kulturelle und geschichtliche Merkzeichen der jüdischen Religion nahe gebracht: vor allem Lernbereitschaft, seelische Gesundheit und positives Tun. Zugleich haben Sie in wahrhaft Verständnis fördernder Art Auge und Ohr offen gehalten für das nicht allein der Vergangenheit zuzuordnende Versagen unseres historisch christlich geprägten Landes und dessen nichtjüdischer Bevölkerung.
Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, denen es vergönnt war, Sie in Ihren Sendungen redaktionell zu begleiten, erinnern sich gern daran, dass Sie es souverän vermochten, in höchst lebendiger, ja humorvoller Art die Hörer zu packen. Nie waren Sie akade-

Jael Botsch-Fitterling

במזל טוב ובבריאות
עד ק"כ שנים ועוד יום רביעי

So vergeht die Zeit. Da kam ein kritischer, relativ junger Rabbiner in die Synagoge Pestalozzistraße.
Er zeigte uns viel Jüngeren, wie eine Brücke geschlagen werden kann zwischen den Lehren der Tora und den Ereignissen in unserer Umwelt. Dadurch bekam die Predigt in der Synagoge für die damalige Studentengeneration aktuelle Bedeutung. Als ich in einem persönlichen Gespräch mit ihm nach seinem Weg zum Rabbiner-Amt fragte, meinte er: eigentlich muss ein Mensch schon eine Karriere, d.h. Lebenserfahrung im Gepäck haben, um als Rabbiner und Lehrer einer Gemeinde geistlich vorzustehen.
Seine klare Einstellung zum Leben erforderte in der Jüdischen Gemeinde zu Berlin einen breiten Rücken. Er gab nicht nach und achtete darauf, dass junge Menschen nicht in Gefahr kamen,

estschri t_Stein_ nnenteil indd 16 25 05 2009 11 39 03 Uhr

unter dem Druck dieser Gemeinde zu zerbrechen.
Nun bin ich Oma und Rabbiner Stein hat 80 Jahre erlebt. Aber unvergesslich bleiben mir auch die Bar-Mizwa-Feiern meiner beiden Söhne, bei denen Rabbiner Ernst Stein gemeinsam mit Kantor Estrongo Nachama den jeweiligen Bar-Miarua Jungen auf der Bimah betreute, ihn umhüllte und ihm das nötige Selbstvertrauen gab, damit er vor Gästen und Gemelndemitgliedern die erste Alija LaTora bestand

רב תודות וכל טוב

Alt-Bischof Kruse

Hochverehrter, lieber Herr Rabbiner Stein,
Wir gehören also zu einem Jahrgang, wie ich merke. Die schwere Wirtschaftskrise im Jahre 1929 haben wir nicht mehr bewusst erlebt. Wir waren zu jung und wussten nicht, was in der Welt vor sich ging und was sich da in Deutschland anbahnte.
Aber früh unterschieden sich unsere Wege. Sie sind aufgewachsen unter der dunklen Wolke wachsender Feindschaft, Drohung und Verfolgung gegenüber den Juden. Diese Erfahrung bleibt tief eingegraben in der Seele; sie kann nicht vergessen werden und lässt sich nicht tilgen.
Ich dagegen bin relativ behütet in einem evangelischen Pfarrbus aufgewachsen. In der Volksschule im Südharz gab es keine jüdischen Mitbürger. Aber als wir im Januar 1938 an die holländische Grenze, nach Lingen (Ems) zogen, bekamen wir jüdische Nachbarn. Die waren verängstigt und lebten zurückgezogen. Unser Badezimmerfenster öffnete sich zu einem kleinen Innenhof, der zum Nachbarhaus gehörte. Da wagten sie es, mit meiner Mutter zu reden, in der Öffentlichkeit nicht. Es waren drei Menschen, Mitbürger, die --- wie man in Deutschen sagt -„keiner Fliege etwas zu Leide tun können“. Warum haben die soviel Angst? Was haben die getan? Das waren meine Fragen als Neunjähriger. ‚Dann kam das Schreckerlebnis, der 9./10. November 1938: Die Verwüstung der jüdischen Geschäfte, die Verhaftung unseres Nachbarn, der Brand der Synagoge am Gertrudenweg. Unsere Eltern ließen uns nicht zur Schule gehen. Sie wollten uns die schrecklichen Bilder der von oben angeordneten flächendeckend ausgeführten Verwüstung ersparen.
Der Nachbar wurde aus dem Polizeigewahrsam entlassen Aber kurz darauf, über Nacht waren die Nachbarn geflohen, auf die Insel Ibiza, zu Verwandten. Unsere Stadt hatte ein reges kirchliches heben. Katholiken, Reformierte, Lutheraner. Aber alle waren wie gelähmt. Da war keine Zustimmung, aber Angst. Ich weiß nicht, ob mein Vater, der lutherische Pfarrer, am Sonntag im Gottesdienst auf diese Schandtat eingegangen ist oder in der Fürbitte der jenischen Mitbürger vor Gott gedacht hat. Ich erinnere mich wohl, dass er bei uns zu Hause in der Familie sagte: „Das wird unser Volk büßen müssen.“
Warum ich Ihnen das zu Ihrem 80. Geburtstag schreibe ? Weil ich Ihnen und allen anderen Rabbinern , die bei uns in Berlin nach dem Holocaust der jüdischen Gemeinde gedient haben, meine große Hochachtung aussprechen möchte. Sie sind trotz aller nur zu verständlichen inneren Barrieren nach Berlin gekommen, in die Stadt der Wannsee-Konferenz. Sie haben uns Christen zu einem Neuanfang des christlich-jüdischen Verhältnisses geholfen. Mit großem Ernst und mit Geduld haben Sie uns die Freude an der Thora, an den Weisungen Gottes vorgelebt.
Mit dem herzlichen Dank verbinden sich die Segenswünsche, dass der Allmächtige Ihnen mit seiner Güte und Treue beistehen möge, in Zeit und Ewigkeit
Ihr Ihnen dankbar verbundener

Martin Kruse
(Altbischof der Evangelischen. Kirche)

estschri t_Stein_ nnenteil indd 17 25 05 2009 11 39 04 Uhr

Monsignore Michael Töpel

Am 10. Mai 2009 wird der liberale Gemeinderabbiner Ernst M. Stein wird 80 Jahre alt und ich, ein römisch-katholischer Priester mit päpstlichem Titel wurde vom Vorsitzenden der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin um ein Grußwort für diese Festschrift aus diesem Anlass gebeten. Ich mache das sehr gern und zwar aus zwei Gründen. Erstens, weil dieser Vorgang für mich ein deutliches Zeichen für ein positiv verändertes Verhältnis zwischen Jüdischer Gemeinde und Römisch-katholischer Kirche ist und zweitens, weil Rabbiner Stein daran auch seinen nicht unwichtigen Anteil hat. Seit fast einem Vierteljahrhundert bin ich im bischöflichen Auftrag für die Beziehungen zum Judentum im Erzbistum Berlin zuständig und habe dabei viele gute Freunde in der Jüdischen Gemeinde gefunden. Einer, der mir besonders nahe steht und der mir diese Aufgabe leicht gemacht hat, ist Rabbiner Stein. Er war einer der ersten Vertreter der Jüdischen Gemeinde, den ich antraf, als ich im Jahre 1984 als junger Pfarrer mit Ivrith-Kenntnissen und der mit dem Sprachwissen erworbenen Kenntnis der Jahaduth, aber noch wenig Erfahrung im Umgang mit dem lebendigen Judentum Kontakte in der Jüdischen Gemeinde suchte. Immer wieder traf ich ihn dann beim“ Ständigen Arbeitskreis von Juden und Christen in Berlin“, der regelmäßig in den Räumen der Jüdischen Gemeinde in der Fasanenstraße zusammenkam. Das Besondere dieses Arbeitskreises war, dass dort nicht nur Vorträge über das Judentum und Christentum gehalten wurden, sondern ein richtiger Dialog zwischen Rabbiner Stein oder Rabbiner Lubliner sel. A. und mir und/oder einem evangelischen Pfarrer stattgefunden hat. Wir sprachen über den unterschiedlichen Gebrauch der Psalmen, über unterschiedliche Riten wie Bar Mitzwa (jüdisch), Firmung (katholisch) und Konfirmation (evangelisch) und viele andere Judentum und Christentum gleichermaßen betreffende Themen. Diese gemeinsamen Abende haben mir sehr viel gegeben und nicht nur die Kenntnis des Judentums vertieft, sondern auch das eigene Glaubensbild verdeutlicht. Toda Raba an Rabbiner Stein.

Ganz deutlich erinnere ich mich darüber hinaus an einen Besuch zu Thanksgiving, mit Truthahnessen beim Ehepaar Stein. Wir haben bis nach Mitternacht zusammen gesessen und freundschaftlich miteinander diskutiert. Noch oft hatte ich die Gelegenheit mit Rabbiner Stein zusammenzukommen, immer ein Anlass zu besonderer Freude. Wir konnten immer miteinander offen und ehrlich in Achtung vor dem Glauben des anderen reden.

Ich wünsche Rabbiner Ernst M. Stein zur Vollendung von zwei Dritteln seines Lebens aus ganzem Herzen noch 40 Jahre Ad Meav´essrim Schana in Gesundheit und geistiger Klarheit und Chag Moledeth Sameach.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 18 25 05 2009 11 39 05 Uhr

Pfarrer i. R. Rudolf Weckerling

Als ich Krieg und Gefangenschaft überlebt hatte und mit meiner Frau von jenseits der Oder schon im Juni 1945 mit einem Handwagen durch die Ruinen Berlins irrte und den Vorkämpfer der „bekennenden Kirche“, Martin Albertz, den älteren Halbbruder von Heinrich Albertz, mit seiner Frau Marianne in Spandau in einer Kellerwohnung fand, konnten wir nicht ahnen, dass jüdisches Leben und ein jüdisch-christliches-deutsches Gespräch nach der Shoah wieder erstehen würde.

Rabbiner Lubliner und der Pfarrer Manfred Engelbrecht die sich in Buenos Aires begegneten, haben beide eine jüdisch-christliche Vortrags-Reihe in der Fasanenstraße ins Leben gerufen, an der sich auch der Jubilar intensiv beteiligt hat. Einmal berichtete er von seinen frühen Jahren im Ghetto von Schanghai. Vor zwei Jahren wandelte ich dort auf seinen Spuren und besuchte die Synagoge seiner Kindheit. Ein ander mal (1997) entfesselte er ein außerordentlich lebhaftes Gespräch über „die Menschlichkeit Gottes“.

Rabbiner Stein ließ sich in viele christlichen Gemeinden zu Vorträgen und Diskussionen einladen, obgleich er unter anderem durch die jüdische Zuwanderung aus dem Osten und den Aufbau der Gemeinde in der Pestalozzistraße über die Maßen gefordert war. Auch im Ruhestand kommt er häufig zur Aushilfe nach Berlin und ist immer noch in jüdischen Sendungen zu hören.

Als dankbarer Schüler seiner vorurteilsfreien und freimütigen Art, die ihn für manchen zu einem „Stein des Anstoßes“ werden ließ, war sein Rabbinat für viele christliche Gemeinden und Goijm, besonders für uns Ältere eines der größten Geschenke nach der Shoah.

Unvergesslich ist mir der Gottesdienst, mit dem er offiziell Abschied nahm. Er sprach die Hoffnung aus, die Gemeinde berufe einen Nachfolger, der seinen Ansprüchen an dies hohe Amt entspräche. Danach beteuerte er: „Ich bin kein Prophet und auch kein Priester, sondern nur ein Rabbiner.“ Deshalb habe er auch nie gewagt, den Aaronitischen Segen zu sprechen. Da trat unerwartet Oberkantor Estrongo Nachama sel. Angedenkens zu ihm ans Pult und sang ihm ins Angesicht und gewiss auch ins Herz und in seinen Abschiedsschmerz mit seiner Vollmacht und einmaliger Sangeskunst. diese Worte des Aaronitischen Segens.

So möchte ich zum 80. Geburtstag an dies eindrückliche geschehen erinnern und meinerseits aus dem Mose-Segen für die zwölf Stämme Israels, Deuteronium 33,25b, dem Jubilar zusprechen: „Dein Alter sei wie deine Jugend“!

Annemarie Werner

Και ὁ ἄνθρωπος οὗτος δίκαιος καὶ εὐλαβής.. [illegible]

[illegible] ויהיה האיש ההוא תם וישר
וירא אלהים ובר מרע..

Es gibt Menschen, wenn man zu deren Person etwas sagen soll, dann fallen einem nur Schriftworte – sowohl im TeNaCh als auch im christlich-griechischen Teil der Bibel - ein. So als seien diese Menschen selbst ein Stück inkorporierte Schrift. Gerecht und fromm und gottesfürchtig und das Böse meidend... Diese Menschen sind eher selten und kostbar. Und Rabbiner Stein ist ganz sicher einer von ihnen. Mir geht es ähnlich wie Johannes Hildebrand – in schwierigen Fragen und Situationen ist es eine große Hilfe zu überlegen: ‚Was würde Rabbiner Stein dazu sagen, entscheiden..?’ Und wir sind sehr dankbar, dass wir ihn auch persönlich fragen dürfen. Und dass er selbst jemand ist, der sein Denken, seine Entscheidungen, seine Bewertungen immer wieder rückkoppelt an Schrift und Tradition.

[illegible] בתורת ידוה חפצו
ובתרתו יהגה יומם ולילה

Einer der Letzten, die beides noch verkörpern: ein hochgelehrtes, gebildetes, fragendes, immerfort studierendes Judentum in der Tradition der Großen von Maimonides bis Moses Mendelsohn und Leo Baeck und die weite humanistische Bildungstradition und das breite literarische Bewandertsein. Ich glaube, es gab noch nie ein Buch, das ich voller Begeisterung entdeckte, dass Herr Rabbiner Stein nicht längst gelesen hätte...

estschri t_Stein_ nnenteil indd 19 25 05 2009 11 39 10 Uhr

[illegible]

[illegible]

Ein guter Lehrer ist nicht einer, der nichts verlangt, sondern ganz im Gegenteil lässt er seinen Schülern nichts durchgehen, z. B. die hohlen und nichtssagenden Phrasen, höflich und beschönigend. Rabbiner Stein ist nicht nur ein guter, sondern auch ein authentischer und gerader Lehrer, ohne Heuchelei, ohne Schmeichelei. Der Anstand und Gerechtigkeit bei jedem voraussetzt als Grundlage des Denkens und Handelns. Der Unrecht beim Namen nennt und sich niemals scheut gegen den Strom zu schwimmen. Einer, der gleiche Maßstäbe an alle legt – egal aus welchem Volk und Land, aus welchem Glauben und mit welcher Überzeugung sie daherkommen. Der sich nicht scheut, zu den Kleinen, den Ärmsten, den Ausgegrenzten und Abgeschobenen zu gehen: und sei es ins Gefängnis.

Einer, der niemals um eigenen Vorteils willen seine Überzeugungen drangeben würde: glaubwürdig und unbestechlich. Das bescheinigen ihm auch diejenigen, die nicht zu seinen Freunden und Fans gehören. Und gleichzeitig scheut er sich niemals, auch die Einfältigen und Törichten noch zu lehren:

[illegible]

Ich habe immer seine geradezu himmlische Geduld bewundert, wenn er auch aus den unzumutbaren Fragen, manche Chuzpe übergehend, noch etwas Spannendes zu machen verstand.

Ein guter Lehrer ist unabhängig – Rabbiner Stein ist es auch von dem Verhalten der anderen. Kein Missverhalten eines Menschen wird ihn je zum Schweigen bewegen, wenn dem nun wiederum ein Unrecht widerfährt. Völlig unabhängig, ohne jegliche Häme wird er tun und sagen, was recht ist. Denn Maßstab seines Redens und Handelns wird ihm immer nur das sein, was er als gerecht erkennt – niemals Wohl- oder Missverhalten von Menschen.

[illegible]

Ein Gespür zu haben für Menschen in außerordentlichen Situationen, einer stummen Kreatur abzuspüren, was ihre Nöte sind, das ist sicher nicht erlernbar, sondern eine Gabe – und manchmal sicher auch eine Last. Oft habe ich erlebt, dass Herr Rabbiner Stein mit sicherem Blick erkannte, wo die Probleme eines Menschen liegen, wo eine Kreatur ihre Nöte und Leiden hatte. Manchmal ganz rational und bodenständig, dass vielleicht jemandem einfach nur ein Hörgerät fehlt... Und Mitgefühl und Großherzigkeit lassen ihn immer auch wieder sehr ungewöhnliche Lösungen finden. Und jede Kreatur auch ein Plätzchen in seinem Garten. Kinder, Tiere und Pflanzen spüren so etwas – vielleicht gedeihen sie bei ihm deshalb so wohl und suchen gerne seine Nähe.

Neben und mit einem außerordentlichen Menschen zu leben, ist sicher nicht immer einfach. Und so außerordentlich zu sein, bedarf einer partnerschaftlichen Rückenstärkung. Wenn ich eine Ehe als Idealfall nennen sollte, würde mir an dieser Stelle das Ehepaar Stein einfallen.

Einerseits ein untadeliger Gentleman alter Schule, stellt Herr Rabbiner Stein so manch jungen Mann in den Schatten, wenn es um partnerschaftliche Hilfe in den Dingen des Alltags geht. Er war sich nie zu schade zu helfen und anzupacken in Haus und Garten.

Mit Sicherheit kein Feminist um des Feminismus willen. Aber er ist sich dessen sehr bewusst, dass das Loblied auf ihn ohne Frage auch seiner Frau gebührt: ohne eine solche Gefährtin wäre sein segensreiches Tun nicht möglich geworden.

[illegible]

Beiden wünschen wir noch viele und glückliche Jahre und hoffen darauf, dass wir weiter daran Anteil haben dürfen.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 20 25 05 2009 11 39 17 Uhr

Vor allem danken wir beiden aber, dass sie, nach all dem, was Menschen aus diesem Land in ihrem Leben angerichtet und zerstört, welche Trümmer und Steine sie ihnen in den Lebensweg gelegt haben, uns dennoch ihrer Freundschaft gewürdigt haben.
Voller Freude sehen wir, dass sich das bewahrheitet hat, was Herr Rabbiner Stein in den dunkelsten Zeiten der Shoah so formuliert hat: Eines haben wir immer geglaubt und gewusst: dass das da keinen Bestand haben wird.
Und wir sind dankbar, dass eben das andere Bestand hat: die Weisheit und Güte eines Rabbiners in diesem Land, die um so heller uns aufstrahlen.
In tiefer Dankbarkeit

Annemarie Werner

Dhiraj Roy, Vertreter des Hinduismus

Zum 80. Geburtstag von Herrn Rabbiner Ernst Stein ein respektvoller Glückwunsch von einem Hindu.
Man liest in der Berliner Zeitung vom 13. März 1997: „... Ernst Stein fürchtet, dass die Auseinandersetzungen unter den Repräsentanten der Berliner Juden die Gemeinde zerstören."
Nicht nur die Auseinandersetzungen unter den Menschen Ihres Glaubens hat Sie beunruhigt, verehrter Herr Rabbiner, sondern auch die Konflikte der Religionen mit fatalen Folgen haben Sie bestürzt. Sie haben immer wieder zum Ausdruck gebracht, dass alle Menschen unabhängig von Hautfarbe und Glaubensrichtungen in Frieden leben sollen.
Als Rabbiner lieben Sie ihren Glauben - das Judentum - ohne Zweifel. Aber das ist für Sie nie ein Grund gewesen, sich anderen Religionen gegenüber zu verschließen. Deswegen schätzen und lieben Sie auch Menschen verschiedener Glaubensrichtungen. Und diese Schätzung, diese Verehrung Ihrer Mitmenschen ist Ihr großer Verdienst. Ein erfülltes geistliches Leben!
Verehrter Herr Stein! Zu Ihrem 80. Geburtstag wünsche ich Ihnen vor allem gute Gesundheit und viel Freude im Leben.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 21 25 05 2009 11 39 18 Uhr

Michael Mertes
30. März 2009

„Biblische Werte“ im säkularen Staat. Anmerkungen eines katholischen Laien*

„Es gibt heute eine weit verbreitete, religiös indifferente Akzeptanz von ‚Religion‘“, so schrieb vor einigen Jahren der Bielefelder Soziologe Franz-Xaver Kaufmann. „Religion muss sein – die Menschen brauchen das“ sei die einzige Aussage, die sich in einer Umfrage unter Führungskräften nahezu allgemeiner Zustimmung erfreut habe. „Aber ‚Religion‘, das ist etwas für die anderen oder für die Allgemeinheit, nicht für einen selbst.“[1]

In der politischen Rhetorik wird die öffentliche Bedeutung von Religion regelmäßig mit dem Satz des ehemaligen Bundesverfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenfördes unterstrichen, der freiheitliche, säkularisierte Staat lebe „von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann“.[2] Ob Böckenförde damit richtig interpretiert wird, erscheint mir sehr zweifelhaft, denn er spricht zugleich von dem „großen Wagnis“, das der moderne Verfassungsstaat um der Freiheit willen eingegangen sei. Dieses Wagnis liegt in der Absage an den Zwang zu weltanschaulicher Homogenität oder – positiv formuliert – in der Bejahung weltanschaulicher Pluralität.

Als Böckenförde, ein bekennender Katholik, diese Sätze 1964 niederschrieb, konnte von einer Anerkennung der Religionsfreiheit durch die katholische Kirche, wie sie das Zweite Vatikanische Konzil am 7. Dezember 1965 schließlich aussprach, noch keine Rede sein. Man muss sich das vergegenwärtigen, um die Heftigkeit der innerkatholischen Debatte zu verstehen, die im Januar 2009 losbrach, als die Exkommunikation der vier Bischöfe der Priesterbruderschaft St. Pius X. aufgehoben wurde. Es ging dabei nicht allein um die skandalösen Äußerungen von Bischof Williamson. Die meisten Katholiken in Deutschland nahmen auch Anstoß daran, dass der Vatikan eine Splittergruppe, die wesentliche Beschlüsse des Zweiten Vaticanums ablehnt, scheinbar rehabilitierte. Dass Williamsons Antisemitismus und das Nein der Pius-Brüder zur Religionsfreiheit aufs Engste miteinander zusammenhängen, steht für mich außer Frage.

Die von Franz-Xaver Kaufmann diagnostizierte diffuse Sympathie vieler Zeitgenossen für das Religiöse (soweit es nicht fundamentalistische Inhalte und fanatische Formen annimmt) ist durchaus zweischneidig. Denn diese Außensicht reduziert Religion auf die Rolle des nützlichen Wertevermittlers. Religion soll gewissermaßen den Kitt liefern, der die säkulare Gesellschaft zusammenhält. Darin steckt eine Missachtung der tieferen Bedeutung, die das Glaubensbekenntnis aus der Binnensicht des Glaubenden hat: Für ihn ist es primär eine Antwort auf die Gottesfrage; (erst) aus dieser Antwort ergeben sich dann bestimmte Schlussfolgerungen für die Wertefrage.

Es hat sich noch nicht überall herumgesprochen, dass für elementare Gebote, die als exklusiv christlich gelten, das Copyright in Wahrheit beim Judentum liegt – bei „Mose und den Propheten“, wie es im Lukas-Evangelium (Lk 16,31) heißt. Das bekannteste Beispiel ist natürlich die Nächstenliebe. Anerkennung verdient immerhin, dass die meisten politischen Festredner inzwischen nicht mehr von den Werten des „christlichen Abendlandes“, sondern vom „jüdisch-christlichen Erbe“ sprechen, wenn sie sich auf diese Gebote berufen. Ich ziehe es vor, Victor Klemperer zu folgen, der mit Paul Valéry die „Dreiheit Jerusalem, Athen und Rom“[3] als Fundament der westlichen Zivilisation betrachtet: Jerusalem steht für den Monotheismus und das Ethos der Zehn Gebote, Athen für das wissenschaftliche Denken und das erste demokratische Experiment der Weltgeschichte, Rom für das Recht und die republikanischen Institutionen.

Was mit dem „jüdisch-christlichen Erbe“ gemeint sein könnte, verschwebt meistens im Allgemeinen. Deshalb möchte ich hier einige politische Grundbegriffe der Neuzeit auf ihre biblische Provenienz hin abklopfen. Da ich als Laie – im doppelten Sinne des Wortes – schreibe, tue ich dies in größtem Respekt vor der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, die das Lebenswerk von Rabbiner Ernst M. Stein auszeichnen.

Menschenwürde

Beweist die Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen, wie eitel wir Menschen doch sind? „Welche Beleidigung Gottes, sein Abbild im Neandertaler zu erblicken!“, meint etwa Alfred Grosser.[4] Abgesehen davon, dass unsere heutige Vorstellung vom Neandertaler nicht mehr der alten Karikatur vom keulenschwingenden Unhold entspricht, zeugt dieser Kommentar von einem gründlichen Missverständnis. Er übersieht eine ent-

estschri t_Stein_ nnenteil indd 22 25 05 2009 11 39 18 Uhr

scheidende Wirkung des biblischen Bilderverbots: Wenn alle Götzenstatuen zerschlagen sind, dann bleibt allein der Mensch als lebendiges Abbild Gottes auf Erden. Die Götzen hingegen sind nur „ein Machwerk von Menschenhand. Sie haben einen Mund und reden nicht, Augen und sehen nicht." (Ps 135,15-16)

Die Gottebenbildlichkeit des Menschen begründet seine königliche Würde; sie ist ein ungeheurer Anspruch an jeden Einzelnen. Vor allem ist es ein kategorischer Imperativ zur Achtung der Unverfügbarkeit des Mitmenschen. Wir dürfen ihn nicht in selbstgefertigte Schemata pressen, sondern müssen ihn als das gelten lassen, was er ist. Von Max Frisch, der sich in dem Drama „Andorra" auf besonders eindringliche Weise mit den Mechanismen und den Wirkungen antisemitischer Vorurteile auseinandergesetzt hat, stammt der Satz, dass wir alle „auf eine heimliche und unentrinnbare Weise verantwortlich" sind für das Gesicht, dass der Andere uns zeigt. Indem wir ihm unsere Vorstellungen aufzwingen, verweigern wir ihm „den Anspruch alles Lebendigen, das unfassbar bleibt".[5]

Das Bilderverbot ist, wenn man so will, die Keimzelle jeder Aufklärung. Mit ihm beginnt die Entzauberung der Welt. Denn das Bilderverbot fordert eine unablässige kritische Selbstprüfung – übrigens nicht nur von Glaubenden, sondern auch von Nichtglaubenden. Auch Atheisten sind keineswegs gefeit gegen die Verlockungen des Götzendienstes – gegen die Versuchung, die Magie der Macht anzubeten und sich vor den Absolutheitsansprüchen säkularer Ideologien niederzuwerfen.

Freiheit

Das Bilderverbot richtet sich gegen Herrschaftsverhältnisse, die Sklaverei begründen. Die Sklaverei in Ägypten war unauflöslich gekoppelt an die Verehrung mächtiger Götter – nicht zuletzt an die Verehrung des Pharaos, der sich allgegenwärtig machte durch Statuen, die ihn selber zeigten. Die Begegnung Israels mit Gott ist unauflöslich verbunden mit der Erfahrung der Befreiung – und des Gerichts über die Sklavenhalter. Das Böse ist jetzt definiert als dasjenige, was unfrei macht; das Gute als dasjenige, was Freiheit ermöglicht. „Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, damit du lebst, du und deine Nachkommen." (5Mo 30,19) Die Zehn Gebote sind das „Gesetz der Freiheit": Sie enthalten die wesentlichen Antworten auf die Frage, wie eine Gesellschaft geordnet sein muss, wenn sie nicht in die Sklaverei (das Versklavtwerden ebenso wie das Versklaven) zurückfallen will.

Freiheit ist kein abstrakter Wert hoch oben am platonischen Begriffshimmel, sondern die kostbarste Frucht jeder Exodus-Erfahrung. Im Jahr des 200. Geburtstags von Abraham Lincoln werden wir besonders eindrucksvoll daran erinnert. In seiner berühmten Ansprache zur Einweihung des Gefallenenfriedhofs von Gettysburg am 19. November 1863 rechtfertigte Lincoln den Kampf für die Abschaffung der Sklaverei mit dem Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776, dass alle Menschen gleich erschaffen seien. Indem er zugleich die Einheit der amerikanischen Nation „unter Gott" beschwor, griff er zurück auf das Bild vom Auszug der Gründerväter aus einem Europa, das den religiösen Dissidenten der Neuzeit wie das Ägypten der Pharaonen vorgekommen war, in ein Amerika, das sie als Gelobtes Land empfunden hatten.

Die Weitergabe der historischen Befreiungserfahrung von Generation zu Generation hält das Bewusstsein für den Wert der Freiheit wach. Sonst beginnt sich nach einer gewissen Zeit die Meinung auszubreiten, die Zeit der Sklaverei sei in Wahrheit gar nicht so schlimm gewesen – unterm Pharao habe man wenigstens an den Fleischtöpfen gesessen und Brot genug zu essen gehabt. (Es sei der Phantasie des Lesers überlassen, diese allgemeine Feststellung auf Beispiele missglückten Umgangs mit totalitärer Vergangenheit in der zweiten Hälfte des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts anzuwenden.)

Gerechtigkeit

Das biblische Verständnis von Gerechtigkeit als individueller,

estschri t_Stein_ nnenteil indd 23 25 05 2009 11 39 18 Uhr

aus Frömmigkeit geborener Rechtschaffenheit mag uns fremd geworden sein. Jedenfalls bezieht sich im allgemeinen Sprachgebrauch von heute das Attribut „gerecht“ eher auf wirtschaftlich-soziale Strukturen, auf die politisch zu beeinflussende Verteilung materieller Güter. Hiernach hätte Gerechtigkeit mehr mit Gleichheit als mit Freiheit zu tun. Eine Rückbesinnung auf den Zusammenhang zwischen Befreiung und Gerechtigkeit hilft, diese Schieflage zu korrigieren.

Das Gesetz dient einer gerechten Ordnung, indem es die königliche Würde jedes Menschen beschützt, unabhängig von seinem gesellschaftlichen Status, seiner Clanzugehörigkeit, seinem Besitz. Eine unpolitische Lektüre der Tora hat immer wieder zum Missverständnis geführt, das Gesetz ziele nur auf die private Lebensführung. So kann ich mich noch gut erinnern, das mir im Religionsunterricht eine unpolitische Lesart des Gebots, Vater und Mutter zu ehren, beigebracht wurde: Es ermahne die kleinen Kinder, ihren Eltern zu gehorchen. Doch der Zusatz „. . . damit zu lange lebst . . .“ macht deutlich, worum es eigentlich geht: Es ist eine Anweisung an die erwachsenen Söhne und Töchter, ihre alt gewordenen Eltern zu unterstützen. Am verantwortlichen Umgang ihrer Eltern mit den Großeltern lernen die Kinder, wie sie sich selbst eines Tages verhalten sollen.

Das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, fordert also – modern gesprochen – die generationenübergreifende Solidarität, und zwar vor dem Hintergrund der Erfahrung, dass im Land der Sklaverei der Wert eines Menschen nur nach seiner Arbeitsfähigkeit bestimmt wurde. Übrigens wird auch so auch der tiefere Sinn der Schabbatruhe für den Menschen deutlich: Das scheinbar „nutzlose“ Dasein vor Gott und miteinander entmachtet den totalen Anspruch der Arbeitswelt auf den Einzelnen, seine Familie, seine Gemeinde.

Rechtsstaatlichkeit

Was im Deutschen „Rechtsstaat“ heißt, trägt im Englischen die viel anschaulichere Bezeichnung „rule of law“ – Herrschaft des Rechts, das heißt konstitutioneller Liberalismus, Bindung aller staatlichen Gewalt an Verfassung und Gesetze. Wo das Recht herrscht, ist für Willkür – ob von einem einzelnen, einer Gruppe und manchmal auch der Mehrheit ausgeübt – kein Platz: „Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“ (Goethe).

In Europa und Nordamerika ging der Rechtsstaat der Demokratie voraus: „Über einen ziemlich langen Zeitraum der Moderne hindurch war es nicht etwa die Demokratie, die die Regierungen Europas und Nordamerikas auszeichnete und wodurch sie sich von der übrigen Welt unterschieden, sondern der konstitutio-nelle Liberalismus. Versinnbildlicht wird dieses ‚westliche Modell’ nicht etwa durch Volksabstimmungen, sondern durch den unparteiischen Richter.“[6] In diesem Sinne wird man sagen müssen, dass „Jerusalem“ zur Entwicklung der Demokratie mindestens ebensoviel beigetragen hat wie „Athen“.

Übrigens wird oft vergessen, dass die athenische Polis auf Sklaverei beruhte: Bürgerrechte besaß dort nur, „wer zum Clan der sogenannten freien, nämlich von Gewerbsarbeit freien, wohlhabenden Bürger gehörte. Dagegen war es der jüdische Monotheismus, der die Exklusivität der stammesmäßigen Bindung endgültig überwand: ‚Eine Tora sei für euch und den Fremdling, der unter euch wohnt.’“[7] Anders als die absolutistischen Herrscher Europas war Israels König nicht „legibus absolutus“, sondern dem Gesetz unterworfen, und er musste scharfe öffentliche Kritik hinnehmen, wenn er dagegen verstieß. Fazit: Ohne das Erbe Athens und Roms ist die Entwicklung zum freiheitlich-demokratischen Verfassungsstaat der Neuzeit nicht

estschri t_Stein_ nnenteil indd 24 25 05 2009 11 39 19 Uhr

denkbar. Aber der Felsen, auf dem das Ganze letztlich ruht, ist Jerusalem – die Absage an totalitären Götzendienst, die Anerkennung der Würde jedes Menschen, die Geburt des Freiheitsethos aus der Erfahrung der Befreiung, ein Verständnis von Gerechtigkeit, das auf die Ordnung der Freiheit gerichtet ist, und die Idee der Herrschaft des Rechts, dem Alle gleichermaßen unterworfen sind.

** Der Autor ist Staatssekretär für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien des Landes Nordrhein-Westfalen und Bevollmächtigter des Landes beim Bund. Er dankt seinem Bruder, Pater Klaus Mertes SJ, Berlin, für wichtige Anregungen und Formulierungshilfen.*

[1] Franz-Xaver Kaufmann: Mystiker der Moderne, in: Rheinischer Merkur vom 7. April 2000, Seite 27.

[2] Ernst-Wolfgang Böckenförde: Der säkularisierte Staat. Sein Charakter, seine Rechtfertigung und seine Probleme im 21. Jahrhundert. München 2007, Seite 71.

[3] Victor Klemperer: LTI – Notizbuch eines Philologen. Berlin 1947, Seite 171.

[4] Alfred Grosser: Les fruits de leurs arbre. Paris 2001, Seite 261.

[5] Max Frisch: Tagebuch 1946-1949. In: Gesammelte Werke Bd. II. Frankfurt a.M. 1976, Seiten 370f.

[6] Fareed Zakaria: Ein beunruhigender Trend. Die Demokratie blüht, nicht jedoch der konstitutionelle Liberalismus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11. Dezember 1997, Seite 15.

[7] Hannes Stein: Moses und die Offenbarung der Demokratie. Berlin 1998, Seiten 149f.

Prof. Dr. v. d. Osten-Sacken

Was heisst es und was tun wir, wenn wir segnen? Erkenntnisse aus biblisch-jüdischer und biblisch–christlicher Tradition

Es mag gut zwanzig Jahre her sein, dass der Jubilar und der Verfasser zusammen einen Berliner Pfarrkonvent bestreiten sollten, jeder mit einem Vortrag aus der Sicht seiner Religionsgemeinschaft. Unmittelbar vor dem Termin erkrankte Rabbiner Stein, und befragt, ob er einen Vertreter benennen könne, kam er zu dem Schluss, der Korreferent könne seinen Part mit übernehmen. Dieser Vertrauensbeweis gehört für mich zu den unvergesslichen Augenblicken in langen Jahren christlich-jüdischer Begegnungen in Berlin. Was hätte deshalb näher gelegen, als zu dieser Festschrift eben jenen Vortrag beizusteuern, der damals die Lücke zu schließen suchte? Doch die Zeit liegt einfach zu weit zurück. So soll ein jüngerer Beitrag folgen, der ebenfalls auf einem Berliner Pfarrkonvent gehalten wurde und an dem der Jubilar etwas von dem Respekt vor dem Judentum und von der Freude an seinen Lebensäußerungen ablesen mag, die beide in den letzten Jahrzehnten auf christlicher Seite gewachsen sind – nicht zuletzt während der langen Jahre seines Dienstes. Dem Beitrag ist im Wesentlichen seine Vortragsform belassen. Mit seinem Abdruck zu Ehren von Rabbiner Stein verbinden sich herzlicher Dank für seine jahrelange, förderliche und bis an die Grenzen der Gesundheit gehende Bereitschaft zu Information, Begegnung und Gespräch und der von Herzen kommende Wunsch ... ad mea we-esrim!

1. Der Segen als Schwester des Grußes – und mehr als das

Wie groß die Nähe zwischen Gruß und Segen ist, dürfte sofort deutlich sein, wenn wir uns an einige feststehende Begriffe und Phänomene des sonntäglichen Gottesdienstes halten: Auf der einen Seite haben wir den Eingangsgruß „Der Herr sei mit euch“ und den Kanzelgruß „Gnade sei mit euch ...“, auf der anderen den sogenannten Kanzelsegen „Der Friede Gottes ...bewahre eure Herzen- und Sinne ...“ und den herausgehobenen Schlusssegen aus 4. Mose 6,24-26: „Der Herr segne dich...“. Im einen wie im anderen Fall stehen den Sätzen ihr Wunsch- und Zuspruchscharakter geradezu auf der Stirn geschrieben. Doch um diesen gottesdienstlichen Bereich nicht zu isolieren, wollen wir für ei-

estschri t_Stein_ nnenteil indd 25 25 05 2009 11 39 19 Uhr

nen Moment einen anderen Zugang auf das Thema wählen. Wir werden auf diesem Weg alsbald Schritt für Schritt in die biblischen Bereiche zurückkehren, die wir mit dem kurzen Ausflug in den Gottesdienst und zu den dort aufgenommenen biblischen Gruß- und Segensformeln soeben ein erstes Mal gestreift haben.

Im Alltagsleben ist die Nähe zwischen Gruß und Segen sicher nicht ganz so leicht wahrzunehmen wie im Gottesdienst. Dies liegt vor allem darin begründet, dass profane Grüße – zu Beginn einer Begegnung oder später beim Abschied – oft in den Sog geraten, aufgrund ihres unzählbaren Gebrauchs abgegriffen, sinnentleert oder auch verballhornt zu werden. In dem hochdeutschen Gruß „Mogn" („Morgen") oder dem niederdeutschen „Moin" mag man zwar noch ohne große Mühe die Kurzform des Wunsches erkennen: „Ich wünsche dir einen guten Morgen!", zumal es vielfach etwas ausführlicher „Gutn Mogn" heißt. Aber wie verhält es sich mit „Tschüss", von „Tschüssi" ganz zu schweigen? Es mag vielleicht doch überraschen, dass sich dahinter das gut bürgerliche, französische „adieu" verbirgt, d.h. ein frommes „Gott befohlen" (vgl. Kluge). Nehmen wir noch das süddeutsche „Grüß Gott", d.h. „Gott zum Gruße" hinzu, dann wird vollends deutlich, in welchem Maße unsere Gruß- und Abschiedsformeln mit den gottesdienstlichen Formeln nicht nur durch die Form des Wunsches verbunden sind, sondern dass sie zu einem nennenswerten Teil von ihrer Herkunft her selber gottesdienstlich oder in einem weiteren Sinne kirchlich geprägt sind.

Das ist, vielleicht von Süddeutschland abgesehen, im Allgemeinen gewiss nicht bewusst, vielmehr handelt es sich in der Regel um eingebürgerte Formen, die man akzeptiert, weil man so erzogen ist. Allerdings gibt es bestimmte Situationen, in denen deutlich wird, dass es sich nicht nur um Formelkram handelt, dass vielmehr in der Regel ungeachtet aller Herkunftsfragen ein bestimmtes Bewusstein vom Sinn des Grüßens zu Beginn und zum Abschied besteht. Dort, wo ein zwischenmenschliches Verhältnis beendet ist oder wo man es beenden will, hört man im Sinne eines Signals dafür auch auf, einander zu grüßen, wie umgekehrt ein scheuer erster Gruß in einer solchen Situation ein Signal für die Bereitschaft zu einem neuen Miteinander ist. Es mag alltägliche, eingeschliffene Situationen über interpretieren, wenn man der Auffassung ist, dass Grüße/Wünsche in Gestalt von Grußformeln zu Beginn und am Ende die Bereitschaft und den Willen zu einem Miteinander oder auch die Intaktheit eines Verhältnisses signalisieren. Aber im Kern dürfte es trotzdem zutreffen. Besonders deutlich zeigt sich dies am hebräischen Uralt-Gruß „Schalom/Frieden". Solange jemand dies zu Beginn und am Ende sagt, ist eine Beziehung mehr oder weniger in Ordnung. Ebenso vermag es zu geschehen, dass das unzählige Male Gesagte und Abgeschliffene plötzlich in anderem Kontext erscheint und neue Leuchtkraft gewinnt: So etwa, wenn der auferweckte Jesus seinem verwirrten und ängstlichen Jüngerkreis mit dem Gruß „Friede sei mit euch" Erschrecken, Angst und Verzagtheit nimmt (Lukas 24,66; Johannes 21,19.21.26)o oder wenn Paulus den Gemeinden in seinen Briefpräskripten auf derselben Linie zuwünscht: „Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus" (Römer 1,7 u.ö.). Unter diesem Vorzeichen, auf dieser Basis verkehrt er mit seinen Gemeinden. Damit sind wir wieder bei den Gruß- und Friedens- oder auch Segenswünschen und haben zumindest indirekt bereits einiges gestreift, was geschieht, wenn wir solche Wünsche sagen, und sind damit auf jeden Fall wieder erkennbarer auf dem Weg zum Segen.

2. Vom deutschen „segnen" und vom lateinischen „signare" zurück zum griechischen „eulogein" und zum hebräischen „b_rak"

Würde man sich allein an das deutsche Wort „segnen" halten und mit einer deutschen Konkordanz weiterzukommen suchen, so würde sich, was „Segen" und „segnen" in der Bibel angeht, ein äußerst verkürztes Bild ergeben. Dies wird alsbald deutlich werden. Zuvor lohnt es, dem deutschen Wort für einen Moment anders, d.h. im Blick auf seine Herkunft nachzugehen: Es stammt vom lateinischen „signare", genauer von „cruce signare", mit dem Kreuz bezeichnen (vgl. Kluge), und ist damit in erster Linie nicht an Segensworten, sondern an einer Segenshandlung orientiert. Heute wird bei Erteilung des Schlusssegens im Gottesdienst nicht selten darauf verzichtet, am Ende, bei dem Wort „Frieden", das Kreuz zu schlagen. Gemessen an der Herkunft des Wortes „segnen", wird damit überhaupt nicht gesegnet. Ebenso erscheint es als ein Verlust, wenn mit dem Zeichen die Richtungsangabe oder die Erinnerung daran verloren geht, durch wen

estschri t_Stein_ nnenteil indd 26 25 05 2009 11 39 19 Uhr

unser Friede mit Gott, dem Schöpfer und Vater Israels, vermittelt ist. Mit Paulus gesprochen: „Gerechtfertigt nun durch den Glauben haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus“ (Röm 5,1). Sie erlauben mir diese ebenso ernst gemeinte wie freundschaftliche Stichelei: Sollte es sich so verhalten, dass auch einige in Ihrem Kreis Scheu vor dem Kreuzeszeichen hätten, dann würde es sich lohnen, auch darüber nachzudenken: Was geschieht nach christlichem Verständnis nicht, wenn wir (Menschen/Pfarrer/innen) segnen ...? Kein Kreuzeszeichen – kein Schutzzeichen – keine Erinnerung an die Leben eröffnende Hingabe – keine Erinnerung daran, dass wir, noch einmal mit Paulus gesprochen, durch den Gekreuzigten und durch die ihn repräsentierende Kraft des Geistes an dem Segen Abrahams Anteil gewonnen haben? Zumindest an dieser Stelle möchte ich damit die theologisch wichtigen Segenskapitel Galater 3-4 streifen – sie zu thematisieren, wäre ein eigener Vortrag.

Doch damit zurück nicht nur zum Lateinischen, sondern zum Griechischen und mehr noch zum Hebräischen, d.h. vor allem zum Verb b_rak (Pi. v. barak) und zum Substantiv beraka (vgl. Keller/Wehmeyer; Seybold). Herausragendes Kennzeichen des Verbs (und des Substantivs) ist, dass es eine sehr viel größere Anwendungs- und Bedeutungsbreite hat als das deutsche „segnen“. Es kann einfach „grüßen, sich verabschieden, Glück wünschen, danken“ heißen. Und mit dem Tatbestand, dass es sowohl für den alltäglich-zwischenmenschlichen Bereich wie für den religiös-kultischen gebraucht werden kann, zeigt es bereits rein begrifflich die Analogie oder die Nähe zwischen den Kommunikationsprozessen in beiden Bereichen an, dem säkularen und dem religiösen. Ein besonders eindrückliches Beispiel ist die Begrüßung zwischen Boas und den Schnittern auf dem Felde im Buch Ruth (2,4). Boas: „Der Herr sei mit euch!“ Die Schnitter: „Der Herr segne dich!“ Da fühlt man sich schon fast wie in einem christlichen Gottesdienst. Mehr noch, b_rak/segnen wird in der Bibel nicht nur gebraucht, um ein bestimmtes Verhalten Gottes zum Menschen oder auch ein Vehalten von Mensch zu Mensch zu umschreiben; vielmehr wird es gerade auch für das Verhältnis des Menschen zu Gott verwendet. Diese Vorstellung, dass der Mensch Gott segnet oder segnen kann, dürfte uns in der Regel befremdlich anmuten; sie wird jedoch zugänglicher, wenn wir an die Selbstverständlichkeit denken, mit der wir davon ausgehen, dass das Gegenteil möglich ist, nämlich dass der Mensch Gott (ver)flucht. Natürlich gibt es zwischen dem b_rak Gottes durch den Menschen und dem b_rak des Menschen durch Gott gravierende Unterschiede, die auch in der Regel in den Übersetzungen zum Ausdruck kommen. Das b_rak Gottes durch den Menschen wird gewöhnlich als „loben, preisen, lobpreisen“ übersetzt, während es im Falle Gottes beim Wort „segnen“ bleibt. Trotzdem behält der Sprachgebrauch mit seiner wechselseitigen Verwendung von b_rak sein Gewicht. Für sein angemessenes Verständnis ist als Erstes die Form von b_rak ins Auge zu fassen, die am häufigsten gebraucht wird, wenn vom Segnen Gottes durch den Menschen die Rede ist, nämlich das Partizip Passiv Kal: baruk/ gesegnet sei bzw. gesegnet ist (der Gott Israels) bzw. später vor allem: baruk atta .../ gesegnet seist bzw. bist du ... Wenn der Mensch Gott in diesem Sinne segnet, genauer, wenn er ihn als gesegnet deklariert oder bekennt, dann heißt dies nach jüdischer wie nach christlicher Auffassung nicht etwa, dass der Mensch Gott Lebenskraft verleiht; vielmehr bedeutet es, sondern dass er ihn als Quelle allen Segens anerkennt, ihn mithin in diesem Sinne lobt oder preist (vgl. Kirchberg).

Es mag nebenher erwähnt werden, dass ein mittelalterlicher Begriff für jüdische Gebetbücher lautet: Hundert Segnungen/

estschri t_Stein_ nnenteil indd 27 25 05 2009 11 39 20 Uhr

Segenssprüche (mea berakot). Gemeint ist damit die Zahl von Lobsprüchen, die ein traditionstreuer Jude wie selbstverständlich an einem Tag spricht, um Gott im angedeuteten Sinne als Quelle des Segens in allen Lebenslagen zu bekennen. All dies kann nur in dieser allgemeinen Form umrissen werden, ausgenommen einen einzigen Zusammenhang. Er ist vor allem aufgrund seiner zentralen Stellung im Judentum hervorzuheben, aber nebenher auch, weil er für Sie angesichts des Erntedankfestes am kommenden Sonntag von Interesse sein könnte. Warum ist der Mensch verpflichtet, Gott zu segnen? Im Judentum hat man dieses Gebot seit Alters einer einzigen Stelle entnommen, nämlich Deuteronomium 8,10. Dort heißt es nach einer Aufforderung zur Anamnese der göttlichen Heilstaten an Israel: „Und wenn du dich dann satt gegessen hast, so sollst du den Herrn loben (wörtl.: segnen) für das schöne Land, das

er dir gegeben hat." In diesem Gebot gründet das traditionelle jüdische Gebet nach Tisch, nach der Sättigung, wie es auch in frühchristlichen Texten bezeugt ist, und am Ende gründet hierin auch das eucharistische Gebet: „Desgleichen nahm er auch den Kelch nach dem Mahl, dankte usw.". Aber das mag nur mehr berührt werden. Herauszustellen ist jedoch, warum das Segens- bzw. Lob- oder Dankgebot in Deuteronomium 8,10 an Israel ergeht, nämlich damit es nicht bei sich selber spricht: „Meine Kraft und die Stärke meiner Hand hat mir diesen Reichtum erworben" (8,17). Alles in allem ein schönes sola gratia zum Erntedankfest, ganz auf den Ton gestimmt: „Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn, drum dankt ihm, dankt ..."

Wir halten damit folgende Koordinaten und Aspekte fest, die mit dem Begriff „segnen" (b_rak) in der Bibel Alten Testaments verbundene sind:

In der vertikalen Beziehung:

1. Gott segnet den Menschen (= er gibt, handelt ihm zugute, schafft Leben, Lebens-Güter).
2. Gott verheißt Segen (Abraham).
3. Gott verwandelt Fluch in Segen (Bileam).
4. Gott segnet bestimmte von ihm geschaffene Güter (z.B. den Sabbat).
5. Der Mensch antwortet Gott mit Segen (= er lobt ihn, dankt ihm).

In den horizontalen Beziehungen:

6. Menschen sollen ein Segen sein im Auftrag Gottes (Abraham).
7. Menschen segnen Menschen (Isaak).
8. Menschen segnen Menschen im Auftrag Gottes (Priestersegen).

9. Menschen wünschen Menschen Segen(sgüter) (vgl. Gnaden- und Segenswünsche im Neuen Testament).

Damit haben wir zumindest in Umrissen einen Blick auf das Ganze des Themas „Segen" geworfen. Im Folgenden werden von der speziellen Fragestellung des Referates her die zuletzt genannten drei Aspekte der horizontalen Beziehungen im Vordergrund stehen, und das heißt textlich vor allem der sogenannte aaronitische oder Priestersegen 4. Mose 6,22-27.

3. Der aaronitische Segen als Exempel:

Segen durch das Wort von Menschen und Segen durch Gott

Erstaunlicherweise ist Beträchtliches von den Fragen, die uns im Zusammenhang mit dem Thema „Segnung von Menschen durch Menschen" bewegen mögen, bereits früh in der Bibel selber empfunden worden. Um dies wahrzunehmen, fassen wir vor allem den zentralen Text 4. Mose 6,22-27 in den Blick:

„Und der Ewige redete zu Mose und sprach:

Rede zu Aaron und seinen Söhnen und sprich: So sollt ihr die Kinder Israel segnen, indem ihr zu ihnen sprecht:

estschri t_Stein_ nnenteil indd 28 25 05 2009 11 39 20 Uhr

Es segne dich der Ewige und behüte dich!
Der Ewige lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig!
Der Ewige wende dir sein Angesicht zu und gebe dir Frieden!
Und sie sollen meinen Namen auf die Kinder Israel legen, und ich werde sie segnen.

Wenden wir uns zunächst dem Zusammenhang als Ganzem zu und dann erst dem Inhalt des Segens.

Der Text beginnt mit einer eindeutigen Anweisung Gottes durch Mose an Aaron und seine Nachkommen: Sie sollen die Kinder Israel segnen, indem sie zu ihnen sprechen. Das, was ihnen zu sagen geboten wird, ist im Hebräischen ein dreigliedriges, von Mal zu Mal längeres Wort (3 – 5 – 7 Worte), das jeweils zwei Sätze umschließt. Auffälligstes Kennzeichen ist, dass in allen drei Worten oder Einheiten der Gottesname (als zweites Wort und als Subjekt) erscheint und dass in der zweiten und dritten Einheit gleich anschließend das Angesicht Gottes (als Objekt des göttlichen Handeln Israel zugute) genannt wird (vgl. Seybold). Die drei Einheiten (mit je zwei Aussagen) haben in allen sechs Sätzen die Form eines Wunsches und doch dürfte das, was hier laut wird, mehr sein als ein einfacher Wunsch. Zieht man in Betracht, dass die Rede sich an die Kinder Israel wenden soll, dass ein Auftrag zu ihrer Segnung ergeht und dass „segnen" in der Bibel vielfach das Bedeutungsmoment einer Kraftzufuhr hat, so wird man zumindest von einem verbindlichen, effektiven Zuspruch sprechen müssen. Zugleich schiebt der Text selbst in V.27 der Möglichkeit einen Riegel vor, die Priester/Menschen in irgendeiner Weise als Urheber des Segens zu verstehen. Denn hier, nach Kundgabe der Segensworte, wird Gott in 4. Mose 6 zu ihrem ersten Interpreten: „... sie (die Priester) sollen meinen Namen auf die Kinder Israel legen, und ich werde sie segnen". Dieses Interpretament nimmt den Tatbestand auf, dass in den Segensworten dreimal der Gottesname (das Tetragramm bzw. später ein Substitut wie „der Name", „der Ewige") über den Kindern Israel ausgerufen und damit Gott selbst unter ihnen gegenwärtig wird. In dem Wunsch bzw. in dem Zuspruch, dass er sein Angesicht leuchten lasse und dass er sein Angesicht Israel zuwende, kommt dieses Motiv der göttlichen Gegenwart deutlich zum Ausdruck.

Damit sind wir bereits zum Inhalt des Segens übergegangen. Die erste Einheit („Es segne dich der Ewige und behüte dich") legt den göttlichen Segen als Schutz oder Bewahrung aus, etwa vor Bösem oder – im Hinblick auf den Schluss mit „Frieden" – auch vor allen denkbaren Feinden. Die zweite Einheit („Er lasse sein Angesicht leuchten und sei dir gnädig") wünscht die Milde des Richters zu, die dritte („Er wende dir sein Angesicht zu und gebe dir Frieden") geht in eine ähnliche Richtung: Das Verbergen des göttlichen Angesichts vor dem Volk hieße umgekehrt, es dem Unheil preiszugeben, nicht aber ihm Frieden zu schenken. „Schalom", in der Bibel und darüber hinaus vielfach Inbegriff des Segens, bildet dabei im Hinblick auf die Segenswirkung fraglos den Ziel- und Höhepunkt des Ganzen.

Nach 3. Mose 9,22 war der – dort nicht näher ausgeführte – Segen, den Aaron erteilt, mit dem Erheben seiner Hände gegen das Volk hin verbunden. Davon ist in 4. Mose 6 nicht die Rede. Wohl aber ist in der späteren jüdischen Tradition beides – Segensworte und Segensgeste bei der Erteilung des aaronitischen Segens durch Priester – miteinander verbunden, und ebenso heißt es vom scheidenden Auferweckten, wenn auch ohne Nennung von 4. Mose 6, er habe die Jünger beim Abschied unter Aufheben der Hände gesegnet (Lukas 24,50). Dieses Aufheben der Hände begegnet im Vorderen Orient in der Regel bei Darstellungen von Betern; die sich an die Gottheit wenden; es hat in diesen Fällen den Sinn, von dort her drohende Gefahr abzuwenden oder aber, positiv gewendet, von dort her Kommendes zu empfangen (Keel). Die gegen das Volk hin aufgehobenen Hände können demgegenüber nur den Sinn haben, Empfangenes weiterzugeben. Dieser Sinn fügt sich sowohl 4. Mose 6,27: „... und ich werde sie segnen", als auch 4. Mose 6,23 ein: „Sie sollen (in meinem Auftrag) segnen".

Es ist vor allem dieser Zusammenhang, durch den die eingangs hervorgehobene Feststellung eingelöst wird, dass Segen mehr als Wunsch und Zuspruch durch Menschen bzw. Amtsträger ist. Die Priester sollen segnen, also eine Handlung vollziehen. Sie geschieht in Gestalt von Worten, die von Gott geboten sind und die für sich genommen drei Segenswünsche darstellen. Sie sind jedoch mehr aus zwei Gründen. Zum einen bilden die Wünsche einen Handlungsvollzug – der Name Gottes wird auf die Kinder Israel gelegt - , und zum anderen werden sie getragen von der festen göttlichen Handlungszusage: „Und ich werde sie segnen". Die Gesamtrichtung des Segens ist die göttlichen Gebens,

estschri t_Stein_ nnenteil indd 29 25 05 2009 11 39 20 Uhr

und eben diese Richtung wird durch die zum Segen erhobenen Hände unterstrichen. Fern davon, dass hier nur Wünsche laut werden, geschieht ein Segensbeginn durch den, dessen Gegenwart zugesagt wird. Die erhobenen Hände verleihen dem nachdrücklich Ausdruck, indem sie – gerade auch in ihrer Fremdheit - anzeigen, das hier mehr ist als bloße Worte oder der Wunsch „alles Gute".

Nicht selten wird heute mit dem Ritus der Erteilung des aaronitischen Segens, also mit dieser Handlung, implizit am Schluss des Gottesdienstes wie folgt verfahren: Die Hände werden gefaltet oder zur Seite hin nach oben geöffnet, und die drei Segenswünsche oder Segenszusagen werden zu Bitten umformuliert: „Der Herr segne uns und behüte uns ...". Ulrich Heckel hat in seiner 2002 erschienenen Arbeit über den Segen im Neuen Testament das Ergebnis dieser Umformung mit Recht „eine missglückte Mischform" genannt: Auf der einen Seite vermeidet sie die Anrede der Gemeinde („uns" statt „euch"), auf der anderen Seite aber wählt die Form keine direkte Gottesanrede und keine Imperative, wie es für Bitten üblich ist, sondern behält die indirekte Gottesanrede und die modale Verbform bei. Geglückte Änderung der Form hieße demgegenüber: Wenn schon eine Bitte von Sprecher/in und Gemeinde zusammen intendiert ist, dann sollte auch eine Gottesanrede (2. Pers.) gewählt werden, und ebenso sollten keine Wünsche laut werden, sondern Aufforderungen (Bitten) – insgesamt eine Form, die nach Auffassung Heckels bei Gottesdiensten in kleinerem Kreis denkbar ist (S. 356f).

In jedem Fall dürfte es sich bei einer solchen Umwandlung – ob der Form nach korrekt oder jene „Mischform" – um einen gravierenden liturgisch–theologischen Eingriff handeln. An der Stelle, an der der Segen – auf der Grundlage der Zusage „Und ich werde sie segnen" – erteilt werden soll und an der jedem Einzelnen mit Wort und Händen signalisiert werden soll: Du bist gemeint, an dieser Stell reihen sich Liturg oder Liturgin in die Gemeinde ein und bitten anstatt zuzusagen. Wenn nicht nur Worte, sondern auch Gesten und Bewegungen nicht beliebig sind, dann müssten sich diejenigen, die den Gottesdienst leiten, in diesem Fall auch umwenden, so dass sie wie die Gemeinde, mit der sie ja ihre Solidarität bekunden wollen, in Richtung Altar stehen. Wenn Sie es nicht tun (und ich habe dies noch nie gesehen), dann hat dies den Gewinn, dass der Weg zurück zu einem richtigen Segen offen ist mit allen schönen Implikationen für Sie selber als Pfarrer/innen. Denn nehmen wir einmal an, dass es Ihnen vielleicht dann und wann nicht gelingt, in Ihrer Predigt das „Du bist gemeint" zu vermitteln – welche Chance lassen Sie sich bei Verzicht auf die Erteilung des Segens entgegen, dass der Funke doch noch zur Gemeinde und zu jedem Einzelnen überspringt: „Der Herr segne dich und er behüte dich, er lasse seine Gegenwart leuchten über dir und sei dir gnädig, der Herr wende sich dir zu und gebe dir Frieden."

4. Ausblick: „... und er legte die Hände auf sie und segnete sie"

Es scheint, dass alle anhand von 4. Mose 6,22-27 vorgetragenen Überlegungen volle Unterstützung durch einen der eindrücklichsten neutestamentlichen Segenstexte finden, das sogenannte Kinderevangeliun:

„Und sie brachten Kinder zu ihm, damit er sie anrührte (und ihnen etwas von seiner Kraft abgäbe), die Jünger aber stellten sich ihnen drohend entgegen. Als Jesus das sah, wurde er ärgerlich und wies sie an: Lasst die Kinder zu mir kommen und hindert sie nicht ... Und er schloss sie in die Arme und segnete sie, indem er ihnen die Hände auflegte." (Markus 10,13-16)

Dieser Text ist eine der neutestamentlichen Perikopen, die bei der Taufe von Kindern verlesen werden, und entsprechend gehört zu diesem Ritus als fester Bestandteil die Segnung des Täuflings durch den Täufer unter Handauflegung. In evangelischer Tradition geschieht eine solche Kindersegnung sonst nur noch bei der Konfirmation. Es mag nachdenklich stimmen, dass es sich im Judentum anders verhält, so dass man für einen Moment den Eindruck gewinnt, als fände dort die Haltung zu den Kindern, wie sie in Markus 10 vom Nazarener erzählt wird, sehr viel nachhaltiger Ausdruck. So gibt es im Judentum den Brauch, dass Kinder am Ende des Gottesdienstes am Sabbatbeginn vom Rabbiner oder aber zu Hause von ihren Eltern unter Handauflegung gesegnet werden. Die dabei gesprochenen Segensworte lauten: „Gott lasse dich werden wie Sara, Ribka, Rachel und Lea" (zu Töchtern) bzw. „Gott lasse dich werden wie Ephraim und Manasse" (zu Söhnen), und die Fortsetzung lautet im einen wie im andern Fall: „Es segne dich der Ewige und behüte dich ...", sie besteht also aus den Worten des aaronitischen Segens.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 30 25 05 2009 11 39 21 Uhr

Nun scheint es schwer denkbar, dass es Sinn machen würde, diese Tradition auf christlicher Seite einfach zu imitieren. Doch die angedeutete sachliche Nähe zwischen dem Nazarener und dem beschriebenen jüdischen Ritus mag Anlass sein, noch einmal neu auf das Kinderevangelium zuzugehen.

Es steht hier nichts davon, dass Jesus etwas im Rahmen des Segnens gesagt habe, vielmehr scheint es, als stünde die Handauflegung für den Segen. Aber es fällt schwer, sich aus dem Zusammenhang jüdischen Lebens heraus einen Segen ohne Worte vorzustellen, auch wenn sie hier nicht näher benannt werden. Würde man die kleine Perikope ausschmücken, könnte man in Übereinstimmung mit dem jüdischen Brauch vielleicht doch den aaronitischen Segen wählen. Trotzdem bleibt bemerkenswert, dass keine Worte überliefert werden. Denn so wird alles Augenmerk auf die Arme und Hände Jesu gelenkt. Von Wort oder Rede abgesehen, sind diese Extremitäten die wichtigsten Medien für Umgang und Kommunikation von Menschen miteinander – man denke etwa nur an den Handschlag bei einer Begrüßung. Wenn Jesus die Kinder umarmt und ihnen die Hände auflegt, dann ist das eine ihnen besonders adäquate Form der Gemeinschaft, eine leiblich spürbare Form der Übermittlung von Annahme, von Dazu-gehörigkeit und in diesem Sinne auch eine Form der Übermittlung von Kraft. Dies gilt im Prinzip auch für den Fall, dass Erwachsene unter Handauflegung gesegnet werden. Auch hier signalisiert der Kontakt, dass das gesprochene Wort ganz und gar denen gilt, die durch die Handauflegung leiblich spürbar identifiziert werden. Wenn wir segnen, integrieren wir damit Menschen in eine Gemeinschaft oder bekräftigen ihre Zugehörigkeit in einer bestimmten Situation. Es geschieht nicht aus eigener Vollmacht oder Freundlichkeit, sondern im Auftrag eben dieser Gemeinschaft. Der Segensakt lässt dabei erkennen, wem sich beide – die Gemeinschaft wie der Einzelne – gleichermaßen verdanken. Es besteht Übereinstimmung in der Forschung, dass der Handauflegung bei der Segnung Einzelner das Erheben der Hände beim Segen einer Gruppe entspricht. Verzichtet man deshalb beim Segen auf das Erheben der Hände, so ist es so, als nähme man bei der Segnung Einzelner von der Handauflegung Abstand und beim täglichen Gruß von dem Handschlag. Der Kontakt wird schwächer und mit ihm die zugesagte Kraft. Deshalb in summa: Rettet das Erheben der Hände! Und damit: Mut zum Segnen!

Zu Einzelfragen herangezogene und eingesehene Literatur:
Die Heilige Schrift, ins Deutsche übertragen von Naftali Herz Tur-Sinai, 4. Aufl. Jerusalem 2003. –Ulrich Heckel, Der Segen im Neuen Testament. Begriffe, Formeln, Gesten, Tübingen 2002. – C.A. Keller/G. Wehmeyer, Artik. brk segnen, in: Jenni/Westermann, Theologisches Handwörterbuch zum Alten Testament, Bd. 1, München/Zürich 1984, Sp. 357-376. – Othmar Keel, Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament, 3. Aufl. Zürich/Neukirchen-Vluyn 1980. – Julie Kirchberg, Theologie in der Anrede als Weg der Verständigung zwischen Christen und Juden, Innsbruck 1991. – Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Elmar Seebold, 23., erw. Aufl. Berlin/New York 1999. – Nehama Leibowitz, Studies in Bamidbar (Numbers), Jerusalem 1980. – Klaus Seybold, Der aaronitische Segen. Studien zu Numeri 6,22-27, Neukirchen-Vluyn 1977.

Pfr. Johannes Hildebrandt
Woltersdorf, den 10. Mai 2009

Lieber Herr Rabbiner Stein,

Sie sind eine Institution geworden. Sie haben geformt und Fundamente gelegt. Als Außenstehender aus dem östlichen Teil Berlins habe ich Ihr Kommen nach Westberlin staunend wahrgenommen. Wäre ich in dieses Deutschland zurückgekehrt? Aus meiner Sicht war Ihr Kommen an zwei Voraussetzungen gebunden: Es war der feste Wille, der brutalen deutschen Vernichtungsmacht nicht das letzte Wort zuzugestehen. Und es war die Kraft, illusionslos und ganz wirklichkeitsbezogen an die Arbeit zu gehen.

Sie sind in Fremdes gekommen, das Heimatliche war ja vernichtet. Sie versuchen, Kranke und Gezeichnete zu sammeln, selber krank und gezeichnet. Das Gegenwärtige unter den ganz anderen Bedingungen ist unvergleichbar mit dem, was einmal war. Sie setzen Kraft und Energie ein zum Verarbeiten und zum Aufbau einer neuen Lebenswelt. Und Sie schaffen es! Und Sie sind auch in den Osten Berlins gekommen. Denn Sie wissen, was

estschri t_Stein_ nnenteil indd 31 25 05 2009 11 39 21 Uhr

Schwache brauchen.
Sie sind auch in die Arbeitsgemeinschaft unserer Berlin-Brandenburgischen Landeskirche Judentum und Christentum nach Ostberlin gekommen. Dafür möchte ich Ihnen nachträglich auch im Namen unseres damaligen Bischofs Gottfried Forck, er möge in Frieden ruhen, noch einmal sehr danken. Ohne Mithilfe der Kirchen hätte es keine Shoah gegeben. Sie haben uns trotzdem nicht abgeschrieben, sondern auch uns die Chance gegeben zu lernen. Sie haben uns seit den achtziger Jahren in den drei Jahrzehnten Ihres Hierseins angeleitet, Fragen zu stellen, und angeleitet, Jüdisches zu verstehen.
Auch im Rahmen der 750-Jahrfeier Berlins helfen Sie uns beim Ostberliner Kirchentag. Realistisch und klarsichtig formulieren Sie, was Ihnen und uns durch die Shoah verlorengegangen ist. Sie sind kein Liebhaber optimistischer Prognosen. Aber Ihre Impulse sind und bleiben zukunftsträchtig. Denn Sie halten am Lehren fest, wenn es gegebenheitsbezogen und den Tatsachen geschuldet vollzogen wird, als einem wichtigen und positiven Tun.
Lieber Herr Rabbiner Stein, Sie haben mit Ihrer Person Ihr Wissen und Ihre Erfahrungen mit nach Berlin gebracht, Ihre Fähigkeit, voll in der Wirklichkeit zu stehen und aus allem das Beste zu machen. Und Sie haben keine Gelegenheit ausgelassen, ständig die Funktion des Judentums in den Blick zu rücken. Und was sagt Rabbiner Stein, welche Funktion hat das Judentum?
Die Funktion des Judentums besteht darin, es zu lernen, es zu verarbeiten und es zu benutzen.
Dass ich Sie habe treffen können, ist für mich ein Gewinn. Und dass ich Ihnen zu Ihrem Ehrentag gratulieren darf, macht mich froh. Bleiben Sie behütet im neuen Lebensjahr! Und haben Sie Dank für die vielen Anregungen, die ich durch Sie erhalten habe. In vielen Fällen bin ich Ihr stiller Gesprächspartner gewesen: Was würde Rabbiner Stein dazu sagen?! Unser Überlieferungsgut ist ja so wertvoll und spannend, dass es alle noetischen und handwerklichen Fähigkeiten braucht, um seine Schätze zu erschließen. Aber es bleibt so viel unerschlossen.
Lassen Sie mich mit der Shmoneh-Esreh anfangen. Natürlich wunderte ich mich einst, dass dieses große Gebet neunzehn Lobpreisungen hat und nicht achtzehn. Als ich dann nach Begründungen suchte, überzeugten mich keine, auch die nicht, dass die nun Zwölfte Lobpreisung zur Abwehr der damaligen Christen gedacht und eingefügt worden sei. Christen wurden ja erst im vierten Jahrhundert unausstehliche Feinde Israels (und sind es bis heute geblieben), und Feinde des jüdischen Volkes gab es vorher auch schon genug.
Aus den Psalmen habe ich gelernt, dass dort, wo aus der Not geklagt wird und GOTT um Hilfe angerufen wird, drei Instanzen benannt werden, die sich berühren: Der Feind, der rücksichtslos aggiert, die Betroffenen, die gerecht sind, aber mittellos, und HA SHEM, an dem Recht und Gerechtigkeit orientiert sind. In den entsprechenden Psalmen gehören immer diese Drei zu solch einem „Dreier-Paket“ zusammen: Feinde, wir und DU (vgl. u.a. Ps. 13; 74; 79; 80; 102). Solch ein Dreierpaket liegt uns auch in der Schmoneh-Esreh in den Benediktionen 11 bis 13 vor, Rechtsinstanz (11), die Feinde (12) und die Gerechten (13). Ich glaube, dass diese Anordnung organisch ist und sich beim Zusammenwachsen des Werkes so ganz ursprünglich ergeben hat.
Warum aber sind es neunzehn Benediktionen und nicht achtzehn? Hier spielt eine Kunstform aus späterer Zeit eine Rolle, die der Shmoneh Esreh ihre Endgestalt gegeben hat, der Chiasmus. In der späteren Gottesdienstliteratur wird solch eine spiegelbildliche Wiederholung häufig verwendet. In der Mitte findet sich der tragende Satz. Um ihn herum werden schalenförmig paarweise Sätze gestellt, die sich entweder einfach wiederholen oder gegenseitig bestätigen, ergänzen oder weiterführen. Sie umschließen den Mittelsatz, das Unikat, das Zentrum, führen zu ihm hin und leiten von ihm her und zeigen die Lebenswelt, aus der heraus der Mittelsatz gelesen werden möchte.
Eine Chiasmusdichtung ist zum Beispiel Psalm 23 (Übersetzung nach Luther).

Der HERR
ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln.
ER weidet mich auf einer grünen Aue und
ER führt mich zum frischen Wasser.
ER erquicket meine Seele.
ER führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte im finstern Tal fürchte ich kein Unglück,
denn DU bist bei mir, DEIN Stecken und Stab trösten mich.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 32 25 05 2009 11 39 21 Uhr

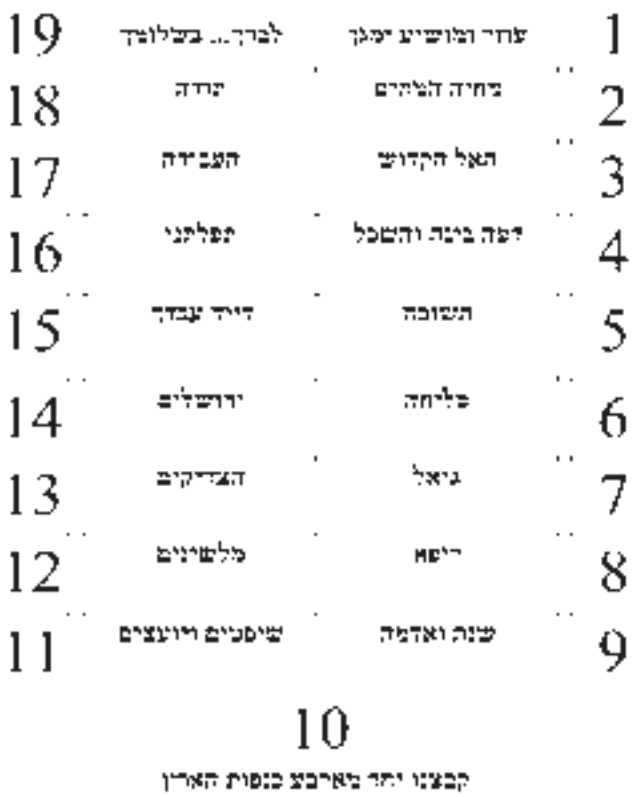
DU bereitest vor mir einen Tisch (schulchan aruch) im Angesicht meiner Feinde
DU salbest mein Haupt mit Öl,
DU schenkest mir voll ein.
Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben
im Hause des HERRN immerdar.

Der Psalm lebt durch seine Bild- und Symbolsprache. Er wird vom Weitersagen geprägt. Er ist dazu bestimmt zu erzählen, was GOTT getan hat, was ER getan hat. Gleichzeitig wird er von der Intimität des Betens geprägt: DU schenkst, DU bereitest. Wir kennen aus anderen Psalmen auch diesen doppelten Bezug, das Sprechen von GOTT und das Beten zu IHM: Uns wird erzählt, was ER getan hat, ER hörte, und fast in gleichem Atemzug wird GOTT angeredet, DICH will ich preisen (vgl. Ps 22,25f. oder Ps 13,6).
In Psalm 23 ist dieser doppelte Bezug stark ausgeprägt. Beide Formen umschließen den Zentralsatz, der die Lebenserfahrung des Betenden benennt und der Mittelpunkt des Psalms ist: Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück!
Durch seine spiegelbildliche Form bekommt Psalm 23 zusätzlich auch eine besondere Auslegungsweite. In solchen Spiegelbilddichtungen (Chiasmen) ist der für sich stehende unpaarige Satz Zentrum der Dichtung. Auf ihn läuft alles zu und von ihm gehen die Aussagen wieder aus. Seine auf ihn bezogenen, ihn einrahmenden Wörter und Sätze sind zusätzlich aufeinander paarweise bezogen, ergänzen oder bestätigen sich gegenseitig. Nicht selten werden die erste und die letzte Zeile eines Chiasmus durch GOTT bestimmt. Es soll unmissverständlich deutlich werden wer das erste und das letzte Wort hat, wer Anfang und Ende ist, und wer unser Wirken und Leben bestimmt und umschließt (vgl. die Chiasmen Gen 12, 1-4; Lev 24,13-23; Jes 63,15-64,11).
Bei ungeraden Verssummen eines Textes empfiehlt es sich, den Mittelsatz besonders anzusehen. Vielleicht handelt es sich um eine chiasmusähnlichliche Dichtung und dieser Satz soll eine besondere Botschaft vermitteln. Bei einfachen Sätzen mit ungerader Wortzahl verhält es sich manchmal auch so. Aber darauf kommen wir noch.
Das Zentrum der Shmoneh Esreh am Shabbat bildet die Lobpreisung zum Shabbat. Dieser Text ist selber auch noch einmal in einen Mittelteil, der Worte aus der Tora enthält (Gen 2,1-3), und in zwei diesen Teil flankierende Texte gegliedert. An Werktagen bildet den Mittelpunkt die zehnte Benediktion (von vorn und von hinten gezählt): Die Heimkehr zum Zion von den vier Enden der Erde. Um diesen Mittelpunkt zu gewinnen (10!) brauchte es die ungerade Zahl der Lobpreisungen.
Der Mittelsatz wird auf jeder Seite von drei Päckchen mit je drei Benediktionen gerahmt. Interessanterweise bildet jedes dieser Dreierpäckchen inhaltlich eine gewisse Einheit. Und was noch aufregender ist: Die chiastisch aufeinander bezogenen Benediktionen (1. und 19., 2. und 18., 3. und 17. usw.) korrespondieren auch miteinander. Jahrtausendelanger Gebrauch durch erfahrene Betende hat diesem Sprachwerk seine Endgestalt gegeben.
Natürlich bin ich nicht fähig, alles aufzuschreiben, was an Verbindungen der paarweise aufeinander bezogenen Benediktionen möglich ist. Lassen Sie mich deshalb einfach einmal nur den einen oder anderen Bezug aufzeigen.
1 und 19 Ha Shem ist alles. In beiden Benediktionen wird ein weiter Bogen des Erfahrens, Lernens und Lebens mit IHM gespannt. Die GOTTES-Verbindung wird von Abraham (1) bis zu denen beschrieben, die mit der Mishnah leben (19). Sicher ist das letzte Wort der Shmoneh Esreh nicht versehentlich das gleiche wie das letzte Wort der Mishnah.
2 und 18 Die Besonderheit, leben zu dürfen, wird erfasst. Wenn uns das Leben als ein Geschenk bewusst wird, gehört das Danken mit dazu. Dank ist gewissermaßen die andere Seite des Lebens, der Tod jedenfalls nicht.
3 und 17 Gehören Gottesdienst und Keduscha nicht zusammen? Sie bedingen sich gegenseitig. Eins ist ohne das andere überhaupt nicht denkbar.
4 und 16 Erkenntnis, Einsicht und Verstand sind Voraussetzung für unsere Gebetskultur. Ich bin richtig froh, dass hier beides miteinander zusammengespannt wird.
5 und 15 Bußfähigkeit und David gehören in der Tradition auch zusammen. Und wer vom Davidspross träumt kann Umkehr nicht außen vor lassen.
6 und 14 Was hat Verzeihung mit Jerusalem zu tun? Am 9. Av wird der Zerstörung der Stadt gedacht und an das, was zur Zerstörung geführt hat. Die Klagelieder werden gebetet. Genau in der Mitte

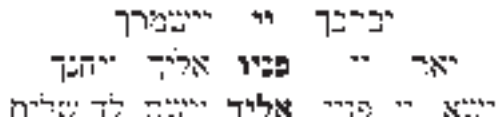
estschri t_Stein_ nnenteil indd 33 25 05 2009 11 39 21 Uhr

der Dichtung, und nur an dieser einen Stelle der Klagelieder, gibt es das Wort verzeihen. Aber da steht: Der Ewige hat nicht verziehen (Threni 3,42)! Noch ist es also nicht soweit. Zum Verzeihen gehören Analyse und Aufarbeitung. Zeit muss vergehen. Erst am Schluss des Morgengebets und beim Minchagebet wird der Ewige auf sein Verzeihen hin angesprochen.
7 und 13 Der Go'el und die Seinen, die Gerechten und der Erlöser, gehören zusammen.
8 und 12 Die Malschinim sind ohne Arzt hoffnungslos verloren.
9 und 11 Land und Jahr, Richter und Ratgeber stehen für einen verlässlichen Rahmen zur Bewältigung des Alltags.

Amidah / Shmoneh Esreh Inhalt und Struktur



Vor einem Monat schickte mir Frau Pfarrerin Werner Ihre Auslegung zum Segen der Priester, dem Birkat Kohanim (4. Mose 6,24-26). Und da lese ich einfach so, als wäre es das Natürlichste von der Welt, dass es nur drei, fünf, sieben Worte sind, in denen die wortgewordene Segensmacht entfaltet wird. Ich habe Jahre gebraucht, um diese Struktur zu entdecken.
Schon allein das, wofür die Zahlen drei, fünf und sieben in der Tradition stehen, ist ein Segen. Über den Wortlaut von Birkat Kohanim hinausgehend wird deshalb dadurch gleichzeitig der Segen der Väter, der Segen der Fünf Bücher und der Segen des Schabbat weitergegeben und bewußt gemacht.
Ein anderer Bereich wird hier ganz selbstververständlich auch mit einbezogen, das Entfalten, Wachsen und Vermehren. Leben ist Bewegen, Tun, Atmen, Enfalten, Aufbauen aus Vorigem und Weiterführen von Vorhandenem. Leben ist Segen und Segen ist Leben.
Wie bei chiastischen oder chiasmus-ähnlichen Dichtungen ist die Wahl der ungeraden Wortzahl des Priestersegens nicht zufällig zustandegekommen. Ich glaube, dass dadurch das Augenmerk bewußt auf die Mitte der jeweiligen Wortgruppe gelenkt werden sollte. Schreiben wir die Sätze mittig untereinander, ergibt sich folgendes Bild:



Betonen wir die mittleren Worte, dann erscheint ein kleiner von oben nach unten zu lesender Nominalsatz:
Des Ewigen Angesicht ist Dir zugewandt **פניו אליך**
Ja, so ist das: Amen ! **אמן**
Was die Segenshandlung verbal ankündigt und was in ihr gerade geschieht und ausgelöst wird, wird durch diese Kunstform implizit und definitiv zugesagt: Des Ewigen Angesicht ist Dir zugewandt. Du bist gesegnet. Und der Segen gilt.
Lieber Herr Rabbiner Stein, viel Gutes wünsche ich Ihnen für die kommende Zeit, auch wünsche ich Ihnen die Fähigkeit, mögliche Gefahren schon im Vorfeld zu erkennen und dann zu umgehen.
Mit herzlichen Grüßen bin ich

Johannes Hildebrandt

estschri t_Stein_ nnenteil indd 34 25 05 2009 11 39 38 Uhr

Texte von Rabbiner Stein

estschri t_Stein_ nnenteil indd 35 25 05 2009 11 39 38 Uhr

Mannheim, 29. 06.05
150. Jahrestag der Weihe der
Mannheimer Hauptsynagoge

בֵּית קָדְשֵׁנוּ וְתִפְאַרְתֵּנוּ אֲשֶׁר
הִלְלוּךָ אֲבוֹתֵינוּ הָיָה לִשְׂרֵפַת אֵשׁ וְכָל־
מַחֲמַדֵינוּ הָיָה לְחָרְבָּה :

„ Unser prächtiges, heiliges Haus, darin unsere Väter Dich priesen, wurde zur Feuersbrunst. All unser Schönes wurde zertrümmert. Darum spreche ich: Wendet euch von mir. Ich muss bitter weinen, strengt euch nicht an mich zu trösten wegen der Gewalt, die meinem Volke getan." (Jes. 64, 10 & 22, 4)

Wir sind heute hier versammelt, um des 150. Jahrestages der Weihe der Mannheimer Hauptsynagoge zu gedenken; doch leider muss ich die eben zitierten Jesajaworte als Überschrift und Leitgedanken vor meine Ansprache hier setzen. Denn dieses „unser prächtiges, heiliges Haus" ist nicht mehr; es wurde zusammen mit allen anderen Jüdischen Gotteshäusern dieses Landes Opfer der Feuersbrunst des verzehrenden Hasses.

Für mich persönlich ist dieser Anlass mit Emotionen beladen und belastet; denn ich gehöre zu den nur noch Wenigen, die in dieser Synagoge beteten, als Kind beteten.

Sie war für mich Inbegriff einer Gemeinschaftsgeborgenheit. Sie strahlte Wärme, das Gefühl des Zusammenseins und Dazugehörens aus. Sie war der Ort, zusammen mit dem Zuhause, auf dem die kindliche Religiosität basierte und wuchs. Daher wird manches Persönliche, das nur Augenzeugen, Miterlebende und Betroffene sahen und verspürten, hier einfließen.

Für mich ist dies kein Anlass zum Feiern, der Freude, sondern des Gedenkens und Nachdenkens, des Nachdenkens, wie es war und wie es hätte sein können. Auch lässt sich all das nicht in geordnete Worte eines Vortrags sammeln: systematisiert, kalt vorgetragen, wissenschaftlich-historisch alles belegt und abgesichert. Nein, es ist vielmehr ein geistiges, seelisches Spazieren in und durch die Vergangenheit; denn wir sprechen, denken und denken nach, nicht nur über die Weihe der Synagoge vor 150 Jahren, sondern über ihr Schicksal und über das Ergehen ihrer Gemeinde.

Damals, am 29. Juni 1855, war es ein Freitagabend, der Eingang des Sabbats, fast genau zur selben Stunde, dass die Neue, die Hauptsynagoge, wie sie später genannt wurde, in F2 geweiht und feierlich ihrem Dienst übergeben wurde.

Nur wenige Meter von hier war der Prachtbau entstanden. Es war, so lauten die Berichte, ein Ereignis, das nicht nur die Gemeinde berechtigt mit Freude und Stolz erfüllt, sondern das auch in der Stadt und darüber hinaus Beachtung fand.

Für eine noch verhältnismäßig kleine Gemeinde war es ein großes Projekt, das zur Vollendung gekommen war. Jahre der Planung, der bürokratischen Wege, die gegangen werden mussten, der Sorge um geordnete Finanzierung – selbstverständlich aus eigenen Mitteln - , des Einsatzes, des Könnens und des Rates von Vielen, waren vorausgegangen und nun zu einer Synagoge, einem Gotteshaus gewachsen. Der Spruch Bileams, des biblischen, fremden Sehers, der uns zum Gebet geworden und den wir so schön gesungen hörten:

מַה־טֹּבוּ אֹהָלֶיךָ יַעֲקֹב מִשְׁכְּנֹתֶיךָ יִשְׂרָאֵל

„Wie schön sind doch deine Zelte, Jaakob, deine Wohnstätten, oh Israel.", den wir beim Betreten einer Synagoge sprechen sollten, hatte sich wieder, mehr denn je bewahrheitet.

Wenn wir uns das große Bild der gesellschaftlichen Entwicklung betrachten, da war 1855 eine Zeit des langsamen Abbaus der Restriktionen und Benachteiligungen, denen Juden offiziell und vor allem gesellschaftlich immer noch unterlagen; gleichzeitig war es eine Zeit des Aufbaus eines gewissen Vertrauens der Jüdischen Gemeinschaft mit ihrer und in die Integration in ihre Umwelt. Man spricht heute gerne von den Jahren der Symbiose der Juden Deutschlands mit ihrem, in ihrem Land, die es aber real nie wirklich gegeben hat, wie der Ausdruck „Symbiose" schon selbst die Existenz von zwei unterschiedlichen Wesen hervorhebt.

Und wie dünn das Furnier der Akzeptanz der deutschen Juden tatsächlich war, sollte sich, an historischen Zeiträumen gemessen, nur allzu bald, auf das Erschreckendste zeigen.

Daher rückt der Tag der Weihe der Synagoge, der Anlass dieses Gedenkfeierns, zwar nicht in den Hintergrund, aber wir müssen ihrer Geschichte, der ihrer Beter, ihrer Gemeinde, der Mannheimer Jüdischen Gemeinde gedenken.

Dem Gotteshaus sollten nur 83 Jahre beschieden sein bis Frevlerhände es zerstörten, nur kurz bevor die Gemeinde selbst

estschri t_Stein_ nnenteil indd 36 25 05 2009 11 39 46 Uhr

im Inferno der Shoa unterging.
Als ich 1929 geboren wurde, war die Synagoge erst vierundsiebzig Jahre alt, jünger als ich es heute bin. Ich stelle die Dinge gerne in eine zeitlich verständliche, überschaubare Perspektive. Was geschah dann alles in kurzer Zeit, was musste man nicht miterleben?
Das Gotteshaus verwüstet, beschädigt, letzlich abgetragen. Das Areal, der heilige Boden selbst, auf dem schon vor dem Bau der Synagoge eine Synagoge und Einrichtungen der Gemeinde standen, wurde einem sehr profanen Zweck zugeführt: ein Wohn- und Geschäftsgebäude wurde errichtet. Bisher erinnert eine kaum bemerkbare Gedenktafel an die einstige Synagoge. Eine Reporterin und ich befragten vor einiger Zeit eine Bewohnerin des Hauses, ob sie wisse um die Geschichte des Ortes. Völlige Unkenntnis war das Resultat. Wer seine Geschichte nicht kennt, ist verdammt sie zu wiederholen. Nun, ohne auf die Bebauungsstrategie oder die Stadtplanung einzugehen, hätte ich mir vorstellen können, dass das Grundstück als kleiner Gedenkpark, als Ort der Ruhe, der Sammlung und des Nachdenkens hätte Verwendung finden können. Wie es an anderen Orten geschah!
Wir haben eingangs einen Film gesehen, in dem meisterhaft, aus nur wenigen Photographien, eine virtuelle Darstellung der Synagoge gezeigt wird und die bis auf wenige Einzelheiten, sagen wir, vorbildgetreu ist. Doch die Bilder sind kalt, starr, wie die Totenmaske einer geliebten Person.
So lassen Sie mich die Augen schließen und für einen Moment aus der Wirklichkeit des Heute – es kann nur wie im Traum sein – heraustreten und die Synagoge betreten, mir vorschweben lassen, wie sie einst war und von der Sicht, dem Blickpunkt aus, wie ich einst war.
Ob Freitagabend oder Sabbatmorgen, je nach Jahreszeit noch licht oder schon dunkelnd, führte der Weg hierher; es war ein Weg regelmäßig gegangen, ein Weg, der mit den Jahren schwieriger, unangenehmer wurde; Nachbarn grüßten nicht mehr, warfen Blicke. Man kannte uns, auch war man ja zum Gebet festlich gekleidet. Von zu Hause, Mollstraße 38, die Augustaanlage entlang, oder ein wenig anders manchmal durch die Beethovenstraße, über die Anlagen am Wasserturm; am Ring hingen die Zeitungskästen mit den widerlichen Stürmer-Schlagzeilen und Bildern und immer mehr Menschen davor; herauf die Fressgass, bis man an der Klaus vorbei um die Ecke F 2 einbog. Da war es, das Tor der Synagoge, durch das man schon in das Innere schauen konnte.

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters.
Zelte Jakobs, eure Heil'gen
Eingangspfosten küsst mein Mund."
(Heine)

Der Raum der Synagoge selbst, weich, umarmend, warm, empfangend. Heinrich Heine beschrieb so trefflich diese so himmlische Atmosphaere, die so vielen alten Synagogen eigen war:

„Durch das Haus geheimnisvoll
Zieht ein Zittern und ein Weben,
Und der unsichtbare Hausherr
Atmet schaurig in der Stille."

Linkes Mittelschiff vorne 2. Sitz war der Platz meines Vaters, Mitglied des Synagogenrats der Gemeinde. Zuerst stand man noch auf dem Sitz neben ihm. Ohne zu reden; denn man musste still sein, beobachtete ich alles. Jedes Detail der Synagoge war mir bekannt, alles ist in mein Gedächtnis eingegraben. Von den verzierenden Arabesken, deren verschlungene Linien man mit dem Auge verfolgte und die symbolträchtig ohne Anfang und Ende sind, bis hin zu den Orgelpfeifen der Westwand, die großen Eindruck machten. Auf der BIMAH, in seiner Ecke stand der große Kandelaber für Channuka, da waren die Vorbeterpulte, die Stühle für die zur Torah Aufgerufenen. Der ARON HAKODESCH, der Schrein für die Torahrollen, mit seinen prächtigen Vorhängen, fing den Blick, genau wie der berühmte Kidduschbecher der Gemeinde und vieles mehr. Über allem schwebte die Kanzel, von der die Rabbiner predigten, zu der man aufschauen musste.
Aber auch das scheinbar Nebensächliche ist nicht vergessen: Der Garderobenraum mit seinen Stellagen für die Zylinderhutschachteln, denn viele der Herren trugen Zylinder im Gottesdienst.
Selbst die Garderobenfrau ist nicht vergessen, genau wie das herabtropfende Wachs der Kerzen.
Langsam wuchs aus den Eindrücken der Bilder, des Gesehe-

estschri t_Stein_ nnenteil indd 37 25 05 2009 11 39 47 Uhr

nen ein kindliches Verständnis für die Worte des Gebets, der Lesungen, der Predigten. Ich preise mich glücklich, dass ich Rabbiner vom Format unserer Rabbiner noch hören durfte. Max Grünewald, Raphael Geis, Karl Richter, bei dem mein Bruder im April 1938 Bar-Mitzwah wurde; sie alle waren Freunde der Familie; alle haben mich ein wenig mitgeformt.

Auf der Ebene des Kantoralen war die Synagoge mit dem musikalischen Können und der Stimme von Hugo Adler gesegnet, begleitet von einem erstklassigen Chor, aus dem die Stimme von Frau Liebermensch manchmal etwas hervortönte.

Für Ruhe und Ordnung sorgte Ludwig Oppenheimer, den wir Jungen Ludl - hinter seinem Rücken natürlich – nannten. Mit auf dem Rücken gefalteten Händen schritt er die Synagoge ab und erstickte mit strengem Blick jedes Gespräch oder Geflüster sogar, besonders – Sie werden entschuldigen – auf den Damenseiten. Es gab einen Jugendgottesdienst, von den etwas Älteren ausgerichtet; nie werde ich vergessen, wie Hans Adler, der Sohn des Kantors, als Junge den Kiddusch sang.

Es wären viele Namen zu nennen: Oppenheim, Lemle, Rosenthal, Schiff, Hirsch und, und, und...

Alles und alle haben ihre Spuren hinterlassen. Und da war mehr: da war die Familie, die Eltern der Bruder. Die Mutter saß in der Frauenabteilung, auf der linken Seite, neben ihrer Freundin Trude Becker. Immer wurden wir alle auf Anstand, auf Dekorum, auf Ruhe und zur Aufmerksamkeit angehalten. Synagoge, mit allem, was dazu gehörte, war eben eine wichtige, nicht zuletzt erzieherische, für das Leben bleibende Angelegenheit.

Die Hauptsynagoge repräsentierte, für alle sichtbar, die Errungenschaften der alten, ehrwürdigen Mannheimer Jüdischen Gemeinde, zu denen eine ganze Reihe von kulturellen, pädagogischen, gesellschaftlichen und karitativen Einrichtungen gehörte. Nicht zu vergessen die alt-ehrwürdige Klaussynagoge in F1 und die anderen Betstätten. Man kann gar nicht zu oft daran erinnern, dass die Mannheimer Gemeinde, wie alle anderen Gemeinden dieses Landes immer der Größe und den Notwendigkeiten der Gemeinden entsprachen, alle Institutionen und Einrichtungen aus eigenen Mitteln schuf und unterhielt. Alles ist landesweit, mit nur vereinzelten Ausnahmen, Opfer, wie die Menschen selbst, der Gewalttäter geworden.

Ich sagte, lassen sie mich träumen und aus dem Traumbild sprechen; doch Träume verfliegen, die Wirklichkeit holt uns ein.

Ich erlaube mir, den großen Lyriker, der auch damals gebannt, nochmals dazu zu zitieren und zu paraphrasieren:

„Doch der schöne Traum verflittert
Wie mit langen Schattenbeinen
Kommt geschritten des Erwachens
Böse Stund'."- Wie ist es jetzt? Wie ist es jetzt?

Die heutige, neue Mannheimer Jüdische Gemeinde steht fest auf dem Fundament, das einst mühselig, langsam, überlegt und mit Wissen gelegt wurde; aber dennoch ist sie eine neue Gemeinde, deren Mitglieder, bis auf ganz wenige, keine persönliche, verwandtschaftliche, emotionelle Bindung mit dem Einst und der großen Synagoge haben können. Das ist nicht ihr Verschulden oder das der Gemeinde, die sich redlich und mit Erfolg bemüht, Jüdisches Leben wieder erstehen zu lassen und auszubauen. Doch die Verluste, die uns zugefügt, und die Zäsur, die Jüdisches Leben jäh von seinen Wurzeln abschnitt, können nicht wett gemacht werden.

Außerdem ist keine Garantie gegeben, dass die politischen und daher gesellschaftlichen Gegebenheiten, Jüdisches Leben fördernd, bleiben werden. Man muss heute zunehmend Aussagen hören, die noch vor kurzen Jahren sich niemand angemaßt hätte. Da sind Aufmärsche Rechtsradikaler und – gedeckt durch das G. s. D. demokratische System des Staates, werden Parteien legitimiert, die eigentlich in einer demokratischen Parteienlandschaft keinen Platz haben dürfen.

Liebe Freunde, Gedenken wühlt immer auf; alte Wunden schmerzen wieder.

Wir sind jedoch eine Gemeinschaft der Hoffnung und der Hoffnungsträger; und wir – zusammen mit allen Menschen guten Willens – arbeiten einer immer besseren Zukunft entgegen.

Die alte prächtige Hauptsynagoge, das Gedenken an sie, soll uns den Weg in diese Zukunft erhellen, leuchtendes Zeichen der Kraft und des Willens der Jüdischen Gemeinde dieser Stadt.

Ich danke Ihnen.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 38 25 05 2009 11 39 47 Uhr

Ansprache: Gedenkfeier, Synagoge Mannheim, 9. Nov. 2008

"Da sprach der Ewige zu Mose: Schreibe dies zum Gedächtnis in ein Buch und tue es Josua kund: Dass ich das Andenken Amaleks auslöschen will, so weit der Himmel reicht.

Da baute Mose einen Altar und nannte ihn „der Ewige ist mein Panier". Und Er sprach: weil seine Hand wider den Thron Gottes, darum führt Krieg der Ewige wider Amalek von Generation zu Generation."

Es gibt eben Ereignisse, die für immer ihre Folgen haben werden, unter die kein Schlussstrich gesetzt werden kann.

Dieser Text aus dem 2. Buch Mose, beschreibt die Reaktion der Geschichte, auf einen hinterlistigen Angriff Amaleks, auf die Nachhut der israelitischen Stämme, kurz nach ihrem sogenannten Auszug aus Ägypten, ein Angriff, wie er in jener Gegend und jener Zeit, gar nichts Außergewöhnliches war.

Wenn wir uns heute, hier zu einem Gedenkgottesdienst versammelt haben, so ist der Anlass unvergleichlich schwerwiegender, als der, der in fast vorgeschichtlicher Zeit geschah, denn wir gedenken der Pogrome des 9. Und 10. Novembers von vor genau siebzig Jahren, die das erste, für alle, ohne Ausnahme alle, sichtbare Fanal dessen waren, das in die Geschichte als „SCHOA" als die Vernichtung des europäischen Judentums, ja der geplanten Vernichtung des Judentums überhaupt, eingehen sollte.

Es ist nicht möglich alles in einer kurzen Predigt oder Ansprache zusammenzufassen, auch darf das Thema nicht akademisiert, politisiert, theologisiert, relativiert und zerredet werden. Alles ist sehr persönlich, jeder Gedanke schmerzt, denn selbst wenn wir, die noch direkt Betroffenen, die wahren Zeitzeugen, vielleicht nach außen hin, „normal" erscheinen, so sind wir dennoch von den Erlebnissen geprägt, das Erlebte lässt uns nicht los.

Die Statistiken der Ereignisse mögen bekannt sein, aber die Gefühle der Betroffenen bleiben in uns verborgen. Ich werde daher nicht in die Einzelheiten der Geschehen selbst herabsteigen, sondern versuchen ein Maß von Verständnis für die Tiefe des immer noch Unverständlichen zu erwecken.

Wenn wir heute so oft hier hören müssen, „aber ich habe von all dem das geschah nichts gewusst," so ist es tatsächlich möglich, dass z.B. die Einzelheiten der unvorstellbaren Wirklichkeit der Vernichtungslager vielen unbekannt waren, aber die Ausschreitungen der Novemberpogrome 1938 waren für alle sichtbar, denn es war ja u. A. die Absicht der Organisatoren, die Reaktion der Bevölkerung zu messen, und sie, die Bevölkerung, hat die Organisatoren nicht enttäuscht.

Aus eigenster Erfahrung kann ich berichten, dass ich keine einzige deutsche Hand der Hilfe oder des Beistandes, obwohl es sie gab, an jenem Tage hier in dieser Stadt erfahren habe; kein Wort des Trostes, auch nicht von den Wenigen, die man als grundsätzlich anständig betrachtet hatte.

Der Ausdruck „Kristallnacht" wird heute für den landesweiten Terror verwendet, als ob einige Vasen und Teller zu Bruch gegangen wären. Doch was geschah wirklich, auch hier, in dieser Stadt. Mit der Zeit werden die Bilder von damals klarer, sie schwinden nicht. Die Wut über die damalige Hilflosigkeit tiefer, denn man wollte sich zur Wehr setzen, auch als Kind, wusste aber nur zu gut von der Übermacht des Gegners. Hier, wie überall, wurden die Synagogen zerstört, Geschäfte zerschlagen, Wohnungen verwüstet, Männer verhaftet und in die Konzentrationslager verschleppt. Es wurde versucht uns zu terrorisieren und zu entwürdigen, wie und wo immer nur möglich, jedoch wirklich entwürdigt haben sich die Täter nur selber. Ferner, da ging unser Vertrauen verloren, das über Jahrhunderte, trotz aller Schwierigkeiten, Hindernisse und Gegnerschaft gewachsen war; und da sind immer die Folgen, die auf den verschiedensten Ebenen bestehen und für alle Zukunft bestehen werden.

Es geschah am hellen Tage. Das Meiste geschah am hellen Tage. Unsere Wohnung, Mollstraße 38, Ecke Sophienstr 10, mit der schönen, jetzt naturgeschützten Platane, vor dem Haus, wurde am frühen Nachmittag des 10. verwüstet. Wir waren aus der Schule nach Hause geschickt worden, aus der Schule in K2, in der zu dieser Zeit die Jüdische Schule untergebracht war. Am Morgen des 10. gingen wir, noch nichts wissend, aber manches ahnend, zur Schule. Mein Bruder, vier Jahre älter, durfte bis zu diesem Tag noch das Karl-Friedrich Gymnasium besuchen, mein Vater war ja Frontkämpfer, auch er wurde nach Hause geschickt.

Von den Fenstern unserer Wohnung konnte man den Turm der Christuskirche sehen. Die Engelsfigur mit ihrer Posaune die, die Spitze des Turmes ziert, ich glaube sie soll Gabriel darstellen, war auch Zeuge, wir waren ja Nachbarn, als man Bekleidung, Spiel-

estschri t_Stein_ nnenteil indd 39 25 05 2009 11 39 47 Uhr

zeug, Brennbares, vor allem Bücher aus unserem Fenster warf und auf der Straße einen Scheiterhaufen entzündete; aber die Posaune ertönte nicht um zu Gericht zu rufen. Wie überhaupt die Kirche, die Kirchen so erstaunlich stumm waren.
Es ist zu solcher Stunde des Erinnerns, da man versucht zu reden um das Schweigen nicht zu hören, dass wir über dieses große Schweigen damals, nachdenken müssen. Das Schweigen der Menschen und das Schweigen Gottes.
Wir lauschen angestrengt und hören dennoch nur die eigene Geschichte, wie stotternd sie versucht, sich zu erklären. Durch Worte heute, wird das Schweigen damals, nur noch dichter, stiller, unheimlicher; denn hinter ihm verbirgt sich die große Sünde der Menschheit, die Gleichgültigkeit. Abgewendet von ihrer Verantwortung, blind dem Übel gegenüber, so steht sie, die Menschheit, sündig, in jeder Generation, auch heute, auch jetzt.

Manch einer heute, vielleicht auch hier, mag sich fragen:
Vielleicht bin auch ich mitschuldig?
Denn ich schwieg, ich schrie nicht auf.
Mein Herz war kalt, mein Sinn verwirrt;
ich widerstand der Lüge nicht.
Die Stimme, die oft sonst so laut, war stumm;
und das erlaubte, ohne Widerstand,
alles das heilig, zu zerstören.
Feigheit, sie kam, bestritt dies Land, die Erde.
Man hörte nicht des Freundes Schrei,
der eigene wurde erstickt.
So sollte jeder, hier in diesem Land,
auch wenn er jung,
der Mensch sich nennen möchte, sprechen.
Misstrauen, wie die schwarze Pest,
mordete Glauben, ließ erstarren Liebe.
Mut, wurde nun Verrat genannt, Verrat, dann Heldentat.
Man wartete im Dunkeln, dass einer wenigstens sein
NEIN,
wird schreien;
doch keiner schrie.
Nur eines blieb, geduldig warten,
warten, dass Recht doch siegen wird.
So mancher hier, muss sich die Frage stellen:
Vielleicht ist es auch meine Schuld,
denn auch ich schwieg, man schwieg für mich, und
schweige noch,
als ob da nichts zu sage wär;
trotz all der Reden die man hört.

Liebe Freunde. Siebzig Jahre sind eine kurze Zeitspanne der Geschichte, eine lange Zeit um Erinnerungen zu tragen. Die alten ehrbaren Jüdischen Gemeinden, von einst sind nicht mehr, sie sind nicht mehr. Alles das sie über Jahrhunderte, aus eigener Kraft, oft so mühsam gebaut und geschaffen, die Synagogen, Schulen, Bibliotheken, Krankenhäuser und sozialen Einrichtungen, die Errungenschaften von Jahrhunderten, wurden an einem Tag des großen Infernos zerstört. Diese Vernichtung ging dem Ermorden der Menschen selbst, voraus. Wir sahen den Untergang des Deutschen Judentums, hilflos und verlassen. LO NISCHKACH, WELO NITEN LEHASCHKIACH; Wir werden es nicht vergessen und wir werden es nicht vergessen lassen.
Der Anfang eines Wiederaufbaus hat begonnen, Neue Synagogen wurden erbaut, neue Freundschaften wurden geschlossen, anständige Menschen um uns melden sich zu Wort, ein Dialog, Gleichberechtigter, wurde aufgenommen, etwas das es vor der SCHOA, nie wirklich gab. Das Wort „Wiedergutmachung“ wurde geprägt, etwas zu hoch gegriffen, „Wiederbessermachung“ ist angebrachter.

Was bleibt für uns? Wir wollen mit den Worten Abraham Schlonskis` sprechen und schließen, dessen Gedicht, ich habe es hier schon einmal, in meiner Übersetzung, vorgetragen, zum verpflichtenden Gebet für mich geworden ist:
Sich zu erinnern, das ist unser Eid;
Erinnern, und nichts zu vergessen,
Nichts zu vergessen bis zum letzten Tag,
Selbst wenn der Gram sich verflieht
Und all der Schmerz,
Selbst wenn die hämmernden Schläge verstummen.
Unser Eid ist:
Nicht spurlos verschwinde die Nacht des Grauens,
Man kann nicht einfach weiter am Morgen,
Als ob man nicht weiser hat werden müssen,
Als ob man nichts lernte aus dieser Nacht.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 40 25 05 2009 11 39 47 Uhr

Epiloge:

Vielleicht hat mancher hier Gebet von mir erwartet, jedoch Gebet im herkömmlichen Sinn wäre Gotteslästerung. Denn wie und was betet man vor hundert brennenden Synagogen, vor eintausendzweihundert Grabsteinen in Gurs, vor Leichenbergen unzähliger Opfer, vor einer Million ermordeter Kinder? Nur ein Satz kommt in den Sinn. „Herr, verzeihe ihnen nicht, denn sie wussten was sie taten; ja, sie wussten was sie taten."

זכור – Gedenken

Rabbiner Ernst M. Stein

Als Simon Dubnow, der große Historiker, von den Schergen der Nazis abgeholt und in sicheren Tod geschickt wurde, da rief er noch seinen Schülern und Kollegen zu: „Alles aufschreiben, alles aufschreiben!" Er folgte damit uralter Tradition des Verstehens der Gewichtigkeit des Wissens um die Vergangenheit; so rief schon der Prophet Joel, tief in der frühen Geschichte Israels, zu dieser Pflicht des Geschichtsbewusstseins auf.

„Hört dies, ihr Alten!
Lauschet, alle Bewohner der Erde!
Ist derartiges in euren Tagen geschehen,
Oder in den Tagen eurer Väter?
Euren Söhnen erzählt davon,
Eure Söhne ihren Söhnen;
Und ihre Söhne weiteren Generationen." Joel 1, 2

Liebe Freunde!

Nichts formt einen Menschen mehr als die Summe der Erfahrungen, die ihn persönlich be-trafen und die Erfahrungen seiner Vorfahren, die – über Jahrtausende gesammelt – ihn, egal auf welche Art, erreichen. Es muss gar nicht ein bewusstes Informieren sein, das vor sich geht, auch nicht ein Wissen über jede Einzelheit der Geschehen ist notwendig, sondern es ist vielmehr ein zum Instinkt Gewachsenes, das sich entwickelt und – jetzt trete ich schon vom Allgemeinen zum Partikularen, Persönlichen, das z. B. uns, mich ganz anders auf heutige Geschehen reagieren lässt als andere, die dasselbe beobachteten.

Unsere ganze Jüdische Psyche, unser Denken, Handeln, Agieren, Reagieren, unser Erwarten, Wünschen, Träumen, unsere Ängste und Hoffnungen werden oft gar nicht bewusst gesteuert, sondern sie sind eben Resultat und Antwort auf diese „Summe der Erfahrungen". Daher ist auch unser Gedenken ein anderes als vielleicht erwartet. Wahres Jüdisches Gedenken drückt sich nicht in Feierstunden aus; und wenn solche heute abgehalten werden, so ist das nur ein Anpassen an die Modalitäten der Umwelt. Gedenken soll vielmehr ein Nachdenken sein, das auch die Mechanismen der Geschehen betrachtet und gleichzeitig – wie automatisch – das so erarbeitete Wissen, die neuen Erkenntnisse, in den Gesamtbestand des Wissens inkorporiert.

Wenn wir heute, so kurz nach den Ereignissen der SHOAH, so gedenken und nachdenken, dann muss sofort ein neues Element offensichtlich werden, nämlich: dass nichts unmöglich ist, dass alles geschehen kann.

Wenn wir bis Anfang der vierziger Jahre des vergangenen, des 20. Jahrhunderts, trotz der schon damals verübten Ungeheuerlichkeiten, vielleicht immer noch dachten, dass das Maß des Schreckens schon voll sei, dass da nicht mehr kommen kann, so wurden wir durch die Tatsachen eines anderen belehrt. Es soll verstanden werden, dass dieses Wissen nun aufgenommen ist. Es hat seinen Niederschlag in uns und wird in der Zukunft Teil der Charakteristika unseres Verhaltens sein.

Das bedeutet nun nicht, dass jeder Jude gleichmäßig auf alles reagiert. Auch gibt es mehr und mehr Juden, die sich erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit, aus welchen Gründen auch immer, dem Judentum angeschlossen haben; ihr Denken und Verhalten ist – trotz aller ehrlichen Bemühung „jüdisch" zu sein – dennoch merklich nicht von den instinktmäßigen, aus der Zeit gewachsenen Handlungs- und Denkweisen belastet. Ich sage das nicht als Kritik, sondern in Erklärung meiner These.

Liebe Freunde, ich möchte, dass Sie die Gedanken dieses kurzen Vorspanns vor sich haben, wenn ich ein wenig über Erinnern, Gedenken, Nachdenken, Nicht-Vergessen zu sprechen versuche. Es ist für mich ein sehr emotives Thema, das mich bei der Arbeit immer wieder neu aufwühlte.

Geschichte steht unter dem Zeichen des Erinnerns, des Nicht-Vergessens. Alles, das nicht verzeichnet ist, das vergessen und daher unbekannt, ist, als ob es nie geschehen.

Daher ist ein solcher Tag wie dieser, heute und hier, von großer

estschri t_Stein_ nnenteil indd 41 25 05 2009 11 39 49 Uhr

Wichtigkeit, nicht nur dessen, was inhaltlich vorgetragen wird, wegen und der Integration in ihre Umwelt, sondern weil im Verlauf der Vorbereitung, der Beschäftigung mit den Themen und beim Zuhören hier, Dinge, die längst vergessen schienen, aufsteigen und nun wieder im wachen Gedächtnis verankert sind. Ich spreche aus eigenster Erfahrung.

Das Judentum hat schon immer Erinnern, Erinnerung, Gedenken, Nicht-Vergessen und Nicht-Vergessen-Lassen als zentral für viele seiner wichtigsten Anliegen und Verlangen vorgeschrieben. Ja, ich wage zu sagen, dass ohne diese Stütze der Erfahrungen, des Wissens über sie zu haben, die Existenz Israels, des Judentums infrage gestellt sein könnte, ganz bestimmt so weit es sein Wesen betrifft.

Ich möchte hier mit Ihnen zuerst tief in die Geschichte zurück steigen und anhand einiger biblischer Erinnerungsverlangen und dann späteren jüdisch-rabbinischen und literarischen Anhaltspunkten diese „Erinnerungskultur" besprechen.

Es ist mir bei der Arbeit aufgefallen, dass es – erstaunlicherweise – gar kein geschlossenes Themengebiet des Erinnerns im Judentum gibt. Für jede Sparte des Lebens – egal, ob es sich um Moralisches, Ethisches, Kultisches, Wirtschaftliches, Rechtliches, Politisches, Religiöses usw. handelt – da haben wir geordnete Vorschriften, wie zu handeln, wie sich zu verhalten. Nicht so beim Gedenken, beim Erinnern. Es mag möglich sein, dass es als grundlegend, so selbstverständlich, so zum Leben gehörend angesehen wurde, dass es keines Leitfadens bedurfte. Selbstverständlich legt der biblische Text verbindlichen Wert auf Erinnerung, aber eben zu jedem Ereignis und Anlass gesondert, keine allgemeinen Bestimmungen.

Wir finden die hebräische Wortwurzel „Sajin", „Chaf", „Resch" ז כ ר, also „Schr" erinnern, gedenken in den verschiedensten grammatischen Variationen, um jeder Situation entsprechend dem betreffenden Ausdruck die richtige Bedeutung zu geben.

Nach meiner Zählung erscheint das Wort 259 Mal in der Bibel. Das schließt die auch nicht gerade wenigen Varianten des „LO TISCHKACH" לא תשכח „des vergesse nicht" nicht mit ein.

Erinnern wird vom Einzelnen, von der Gemeinschaft und sogar von Gott verlangt. Geschehen werden personifiziert, die sich dann auch erinnern sollen. Doch nichts geschieht nur, damit nichts in Vergessenheit geraten soll, vielmehr ist es ein Erinnern, soll es ein Erinnern sein, damit etwas in der Gegenwart und ganz besonders in der Zukunft beeinflusst wird.

So stehen die ganz zentralen und wichtigen Themen des Judentums unter ihrem eigenen großen „SACHOR" זכור, unter ihrem Erinnerungsbefehl. RECORDARE. Dieses Wort „SACHOR" „erinnere dich" erscheint interessanterweise 36 Mal in der Bibel. Sechsunddreißig ist eine beinahe mystische Zahl. Ganz besonders ist da die legendäre Auffassung vorhanden, dass die Welt nur der so genannten „sechsunddreißig Gerechten" wegen besteht, die, immer unerkannt, allem Übel gegenüber die Balance halten.

Betrachten wir uns zwei dieser sechsunddreißig „SACHOR" Befehle. Wir lesen im 2. Buch Mose 20, 8 SACHOR ET JOM HASCHABBAT L'KADESCHO, זכור את־יום השבת לקדשו „Gedenke des Sabbattages, ihn zu heiligen!" So beginnt das vierte der „Zehn Gebote" unserer Zählung nach. Hier ist SACHOR die unverhandelbare Anweisung, unter allen Umständen den Sabbat einzuhalten; und zwar nicht nur die eigene Person betreffend, sondern man ist für alle und alles verantwortlich, das – wie es heißt „BISCHAARECHA" בשעריך – „sich in deinen Toren" befindet. Tor darf aber nicht als geographische Abgrenzung verstanden werden, sondern als ein Ausdruck der rechtsverbindlichen Verantwortung. Recht wurde am Tor gesprochen, so bedeutet „BISCHAARECHA" בשעריך: innerhalb des Ein-zugskreises deiner Jurisdiktion, und nicht das Tor, eine Tür ist gemeint. Exodus 20, 8 ist somit einer der Pentateuchverse, der vielleicht mehr als jeder andere mit dazu beigetragen hat, diese große soziale Einrichtung – denn was sonst ist der Ruhetag – weit über die Grenzen des israelitischen Nutzungsgebietes zu verbreiten. Die Sechstagewoche, ein Ruhetag im unerschütterlichen Rhythmus alle sieben Tage, mag für unsere Gesellschaft, die so genannte westliche Welt, mehr oder weniger Selbstverständlichkeit geworden sein, aber mehr als die Hälfte der Menschheit, hat diese Errungenschaften noch nicht erreicht. Auch das fällt unter die Rubrik „sich daran erinnern".

Die Begründung dieses Sabbatgesetzes ist, sagen wir, aggadischer Natur, das bedeutet erzählender, mythologisch-theologischer Natur, nämlich, dass Gott nach seiner Arbeit der „sechs

estschri t_Stein_ nnenteil indd 42 25 05 2009 11 39 57 Uhr

Tage der Schöpfung“ ruhte; und daher ist es nun des Menschen Pflicht in IMITATIO DIE auch nach sechs Arbeitstagen zu ruhen. In der zweiten Version der Zehn Gebote hingegen, im 5. Buch Mose, finden wir aber einen sozial-philanthropischen Grund angeführt, der selber unter einer Erinnerungsauflage steht. „W’SACHARTA“ וזכרת heißt es dort „und du sollst dich daran erinnern“, dass du ein Knecht, ein Sklave in Ägypten gewesen (5. Mose 5, 15). Es ist der Ruf zu sozialer Verantwortung, weil man aus Erfahrung weiß, wie es ist, wenn man keine Möglichkeiten der Freiheit hat, der Entfaltung, aber auch nicht des Ausruhens und der Erholung, die erst durch den Auszug aus Ägypten ermöglicht wurden. So steht im Mittelpunkt der israelitisch-jüdischen Aktivitäten und Verlangen, immer wieder das Erinnern an diesen Befreiungsakt des Auszugs aus Ägypten.

Das zweite große SACHOR, das wir hervorheben wollen, ist ganz anderer Art, geschichtlicher, aber auch es verlangt nicht nur erinnern, sondern legt einen Auftrag, der bis in die fernste Zukunft reicht, auf die Angesprochenen. Wir lesen „SACHOR“ זכור , „denke daran, Amalek dir getan unterwegs, als ihr aus Ägypten zoget.“ (5. Mose 25, 17) Der Text bezieht sich auf den feigen Überfall der Amalekiter, wie es scheint auf die Nachhut der Ausziehenden. Eine Tat, die als so ruchlos angesehen wurde, dass es auf immer verlangt wurde, Amalek, das zur Symbolfigur des Bösen überhaupt wurde, zu bannen, überall.

Der Text ist ausdrücklich und benützt nicht nur den Ausdruck „SECHER“, das „Andenken“ Amaleks auszulöschen, sondern endet mit dem zusätzlichen Ausruf „LO TISCHKACH“ לא תשכח „vergiss es nicht“. (5. Mose 25, 19)

Dieser Amalek-Auftrag webt seinen Faden durch die Geschichte Israels. Es wäre ein Thema für viele Vorträge, ihn eingehend zu verfolgen. Lassen Sie mich nur darauf hinweisen, dass in der Purim-Geschichte Haman, der die Juden Persiens vernichtet sehen wollte, als „AGAGI“, als von Agag abstammend bezeichnet wird. Agag war der König der Amalekiter zur Zeit Sauls. Obwohl Haman sein böses Ende fand, war das Böse nicht vernichtet und hebt eben immer wieder sein schreckliches Haupt. Sonst wären wir heute nicht hier, zum Anne-Frank-Tag.

Ein ganz anderes Erinnern wird in den verschiedensten Formen verlangt, nämlich das Einhalten der Gebote betreffend. Aber nicht nur gedanklich soll dieser Prozess vor sich gehen, sondern auch Erinnerungsmedien finden Verwendung. Dazu nur ein Textbeispiel.

Im 4. Buch Mose lesen wir das Gebot der so genannten Schaufäden, die besonders geknotet, wie es heißt, an den vier Ecken der Bekleidung angebracht werden sollen, damit „wenn ihr sie seht, ihr an alle meine Gebote denkt“. (4. Mose 15, 39, 40) Bis heute haben wir an unserem Gebetsumhang solche Schaufäden. Und ist es nicht eigentümlich, dass man einen Knoten in das Taschentuch macht, um sich an etwas zu erinnern?

Auch die MESUSOTH, die Kapseln mit gewissen Gebeten, die wir an die Türpfosten unserer Häuser, Wohnungen und Zimmer befestigen, sind keine Amulette, sondern sichtbare Erinnerungsmedien.

Wieder auf anderer Ebene ist die Bitte an Gott, sich zu erinnern. An das Verdienst der Erzväter, an den Bund, den ER mit Israel geschlossen. Auch lesen wir, dass Gott sich tatsächlich erinnert hat, zum Guten. Vier Mal wird die Form W’SACHARTI וזכרתי , so werde ich gedenken, ET RECORDABOR, verwendet. Genesis 9, 15 nach der Sintflut, gedenken des Bundes zwischen Gott und der Menschheit. Leviticus 26, 42 nach den Strafankündigungen an Israel „So werde ich gedenken meines Bundes“. Die Erzväter werden aufgezählt und dann lesen wir interessanterweise „Und auch des Landes werde ich gedenken.“ Des Landes, das da verlassen sein wird und leidet.

Direkt folgend wird in Leviticus 26,45 das Gedenken an den Bund mit den Vorfahren wiederholt, aber mit dem Zusatz, dass ER sie aus Ägypten geführt, vor den Augen der Völker, um ihnen Gott zu sein. Es ist wie ein Erinnern Gottes an seine Pflichten als Gott, aus denen ER ganz einfach nicht treten kann.

Und dann im Buch des Propheten Ezechiel, nach der Ankündigung der Strafen für die Vergehen Judas, eingeführt mit dem Satz „Menschensohn, lasse Jerusalem seine Gräuel wissen“ (Ez. 16,2) lesen wir: „Doch ich werde gedenken meines Bundes mit dir in den Tagen der Jugend...“ „Damit du gedenkst deines Wandels“. (Ez. 16, 60a, 61a)

Die Tage der Jugend wurden schon vorher von Jeremia angerufen, als er, in der vielleicht schönsten Sprache erdenklich, die klassische Zeit der großen Liebe und des Vertrauens zwischen Gott und Israel anrief: „Gehe, und rufe vor den Ohren Jerusalems also: So spricht der Ewige: SACHARTI LACH CHSSED N’URAJICH

estschri t_Stein_ nnenteil indd 43 25 05 2009 11 40 02 Uhr

זכרתי לך חסד נעוריך

„Ich gedenke dir deine jugendliche Huld, deine bräutliche Liebe, wie du mir gefolgt durch die Wüste, durch unbesätes Land." (Jer. 2, 2)

Wie gesagt, es lohnt sich, alle Texte zu betrachten. Doch bevor wir weiter in die Geschichte schreiten werden, möchte ich kurz die Begriffe aufzählen, die Buxtorf in seiner Konkordanz für die זכר – Wurzel anführt: „Gedenken, Bedenken, Gedacht-Werden, Erwähnt-Werden, Ins-Gedächtnis-Bringen, In-Erinnerung-Bringen, Andenken, Name, Denkwürdiges Ereignis, Erwähnen Nennen, Womit man jemanden erwähnt, Insbesondere ruhmvoll erwähnen, Loben, Preisen, Räucherwerk verduften lassen, (das Rauchopfer) Duftteil, Gedächtnisopfer, Denkmal, Denkspruch, Geschichtsschreiber" und alles dekliniert und konjugiert in jeder nur erdenklichen Weise.

Leider fordert Jüdische Geschichte sicher mehr als die anderer Gemeinschaften wirklich ernsthaftes Gedenken. Nicht nur um die Geschichte und ihre Entwicklung zu preservieren, nicht nur um chronistische Niederschrift zu haben, sondern es geht um persönliches und gemeinschaftliches Erinnern, Nachdenken und Überdenken, um nicht zu vergessen und nicht vergessen zu lassen. Wir lehren und lernen Geschichte, wir leben, ja, wir beten Geschichte.

Alle unsere Gebetbücher, egal welcher Strömung des Judentums, befassen sich in Ausführlichkeit mit realen, historischen Geschehen, biblischen selbstverständlich, aber nicht weniger mit denen der verschiedensten Epochen der Erlebnisse der Diasporagemeinschaften weltweit. Alles ist verzeichnet und kann so jederzeit ins Gedächtnis abgerufen werden.

Da sind die historisch belegbaren Ereignisse der Makkabäerzeit, oder die der schon erwähnten Purim-Geschehen in Persien, auch wenn es sich dabei um eine Beispielerzählung handelt. Die frühen Religionsverfolgungen unter den Römern, die der Kirche und des Mittelalters, alles ist dokumentiert bis in unsere Tage hinein und wird weiter niedergeschrieben werden.

Da sind – oder leider: da waren – die so genannten MEMOR-Bücher in vielen der Gemeinden Zentral-Europas, besonders Deutschlands. Das älteste, wie es scheint, stammte aus Mainz und wurde 1296 begonnen. Die Bücher waren meist dreigeteilt: Zuerst eine Reihe von Gebeten, dann eine Liste, eine Aufzeichnung von wichtigen Persönlichkeiten, mit relevanten Daten, und dann vor allem eine Martyrologie der Opfer der fortwährenden Ausschreitungen und die Namen der Orte: Gemeinden, die verwüstet und vernichtet wurden.

Leider sind viele der MEMOR-Bücher selber Opfer der SHOAH geworden, aber die „Überlebenden" sind weiterhin eine der wichtigsten Quellen der Geschichte der Jüdischen Gemeinden Deutschlands. Denn ihre Aufzeichnungen sind Augenzeugenberichte, die nicht nur einen Einblick in den Werdegang der Pogrome geben, sondern auch das persönliche Miterleben reflektieren. Den Aufschrei, die Ängste, die Schrecken und das Sterben um die Überlebenden herum.

Aber wir gedenken nicht nur der Schreckensereignisse, sondern auch in Dank. Das mag sich manchmal auf eigentümliche, unerwartete Weise ausdrücken. Ein Beispiel: Alexander der Große, auf seinem Siegesmarsch nach Osten, überrannte auch Judäa, besetzte Jerusalem, aber – so ist es tradiert – er ließ sowohl die Bevölkerung, wie auch den damals gültigen Tempeldienst weitgehend unangetastet. Daran erinnert man sich. Und im Laufe der vielen Jahrhunderte wurde der Name Alexander nicht nur akzeptabel für Jüdische Knaben, sonder er fand als Jüdischer Name Verwendung.

Alexander ben So und So wird als Name bei der Beschneidung gegeben und wird als Name bei religiösen Handlungen, z. B. beim Aufruf zum Lesen der Thora, verwendet.

Ich selber habe einen Enkelsohn, der Alexander heißt, obwohl ich sicher bin, dass meine Tochter nicht Alexander den Großen dachte, als sie ihm den Namen gab.

Liebe Freunde, es ist selbstverständlich, dass ich als Miterlebender und Überlebender der SHOAH Gedanken und Nachdenken daran formuliere und vortrage. SHOAH manifestierte sich nicht nur durch das ultimativ, absolute, immer noch nicht verständliche, satanisch Böse, Tremendum der Vernichtungslager, das heute unter dem Sammelbegriff „Auschwitz" symbolisiert wird, sondern durch unzählige Maßnahmen und Aktionen, durch Entwürdigungen und Raub, durch Quälereien und zynischen Sadismus, durch Zwangsarbeit und Terror. Man muss vorsichtig sein, durch Sammelbegriffe nicht zu vereinfachen und zu vermindern. Die Geschehen der SHOAH waren zu groß, zu weit-

estschri t_Stein_ nnenteil indd 44 25 05 2009 11 40 03 Uhr

greifend und sie sind ohne jede Vergleichsmöglichkeit, so dass es äußerst schwierig ist, noch im Beisein der Miterlebenden wirkliches, rückschauendes Gedenken zu generieren, das zukunftsweisend sein kann, wenn das überhaupt möglich ist; denn NICHTS in der SHOAH war positiv.

Ich habe im Laufe der letzten Jahrzehnte Gedenkveranstaltungen miterleben müssen, bei denen ich schreiend aus dem Saal rennen wollte; leider verliert man dadurch jede weitere Wirksamkeit. Das ist ein Luxus, den ich mir seit meiner Emeritierung leiste, wenn ich kleine Politiker, die sich groß dünken, die abgedroschenen Phrasen runterleiern höre, die, wenn auch nicht böse gemeint, Intelligenz beleidigend sind.

1982 zur Gedenkstunde 40 Jahre Wannseekonferenz, im Haus am Kleinen Wannsee, bei der die so genannte Endlösung entschieden und abgezeichnet wurde, nahm mir ein wichtiger, grundsätzlich hochanständiger Politiker übel, als ich, der dort beten sollte, sagte: „Wie kann man, wie soll man, was soll man an einem solchen Ort beten?“ und dann fortfuhr und sagte, das einzige Gebet, das man sagen sollte, ist: „Herr, verzeihe ihnen nicht, denn sie wussten, was sie taten.“

Es besteht kein Zweifel und wir haben schon die ersten Anzeichen dafür, dass die SHOAH so einschneidend, so einprägend war, dass sie unauslöschbare Spuren hinterlassen wird, die sowohl die Psyche, den Habitus, den ganzen Charakter der Betroffenen auf immer formen wird. Das ist natürlich ein langsamer Prozess der Entwicklung, aber so lange es Juden, daher Jüdische Gemeinden und Gemeinschaften geben wird, bleibt SHOAH wie in den Genen unserer Menschen verankert.

Sicher werden sich viele dagegen sträuben, schon heute ist die Diskussion im Gange, wie weit SHOAH beeinflussen soll, darf; ob man nicht versuchen soll, ja muss, sich aus dem Trauma zu lösen, um freier, unbelasteter an einer Zukunft zu bauen.

Ansprache zum Jom-Haazmaut 2008, in Mannheim.

ופדויי ה' ישבון. ובאו ציון ברנה.
ושמחת עולם על-ראשם.
ששון ושמחה ישיגו, נסו יגון ואנחה

Ja, des Ewigen Befreiten kehren zurück,
Sie ziehen nach Zion mit Gesang,
Ewige Lust krönt ihr Haupt.
Jubel und Freude treffen sie an,
Es entfeuchten Kummer und Schmerz.

כי-נחם ה' עמו, ועניו ירחם.
ויהודה לעולם תשב. וירושלם לדור ודור.

Denn der Ewige tröstet Sein Volk und Seiner Armen
erbarmt Er sich.
Für Ewig wird Jehuda bewohnt sein
Und Jerusalem für alle Zeiten.

Vor genau sechzig Jahren, am 6.Ijar 5708, es war der 15. Mai 1948, da vollzog sich, vor den Augen einer erstaunten und ungläubigen Welt, ein historisches Ereignis von biblischen Dimensionen. Ein Jüdischer Staat, der 2000 Jahre zuvor der Macht des römischen Heeres zum Opfer gefallen, war aus den Wirren der Geschichte wieder erstanden. Das so lange verspottete, gequälte, getriebene, wandernde Jüdische Volk, hatte wieder eine anerkannte Heimat, auf dem Boden der Väter.

Das britische Mandat, der Jüdischen Sache, wie wir nur zu gut wissen, nicht immer wohlgesonnen, ging an diesem Tage, genau zur Mittagsstunde, zu Ende. Von einem Moment zum anderen, brauchte kein Jude mehr staatenlos zu sein, nicht mehr wie ein Paria um Einlass zu bitten. Der „gelbe Stern“ wurde von „blauweißer“ Fahne abgelöst. Israel, Medinat Jisrael, so sollte der neue Staat heißen, hatte wieder seinen Platz in der Reihe der Völker eingenommen.

Ich selbst erlebte diesen Moment, in einer Stellung, auf einem Bergrücken Nord-westlich von Jerusalem, unter Artilleriebeschuss der Arabischen Legion. G.s.D. waren die Legionäre nicht sehr zielsicher.

Unter den Liedern die wir sangen, wir waren jung, wir sangen,

estschri t_Stein_ nnenteil indd 45 25 05 2009 11 40 05 Uhr

träumte eines von der Zukunft, der Zukunft in der eines der damals mitkämpfenden Mädchen, dann später, sagen wir, sechzig Jahre später, nun eine Großmutter, von ihrer Enkelin gebeten wird zu erzählen wie es war, was sie damals erlebte. Die Großmutter erzählt wahrheitsgetreu, wie sie, kaum bewaffnet, der schier Übermacht des Feindes standhielt; doch jetzt, und das ist der Kernpunkt des Liedes, ist nichts mehr davon zuerkennen, denn „AL HAMISCHLAT JOSCHEWETH IR“ auf diesen Stellungen die unter oft schwierigen Bedingungen erkämpft und gehalten wurden, steht jetzt eine Stadt, so der Text des Liedes, „BISECHUT OTAM JAMIM“ Dank jener Tage. Wir wussten es nicht. Es war ein Lied mit prophetischer Vision, die sich erfüllt hat.

Wir wollen heute diesen Tag nicht nur feierlich und freudig begehen, sondern kurz einen verständigen Rückblick auf die Geschichte werfen, die der sechzig Jahre des Bestehen des Staates, und auf die Jahre der vorbereitenden, schweren Arbeit im Lande, denn der Weg der gegangen werden musste war nicht leicht; dass trotz aller Hindernisse das Ziel erreicht wurde, grenzt an ein Wunder. Dass wir, unsere Generation, den „Beginn der Erlösung“ erleben durften, sollen wir nicht allein menschlicher Ausdauer und Tüchtigkeit zuschreiben, sondern der Gnade des Gottes Israels und dem Aufrechterhalten, durch die lange Nacht der Machtlosigkeit der Diaspora, der Religion Israels, als verbindendes Medium, der in der ganzen Welt zerstreuten Juden, die oft sonst nichts Gemeinsames hatten, weder in Sprache, Lebensweise noch im Aussehen, als eben diese, ihre Jüdische Religion.

Chajim Nachman Bialik, der große Dichter und Denker, sagte, in seiner Ansprache, anlässlich der Eröffnung der Hebräischen Universität, 1925: „Die Heiligkeit der Stunde und ihre Erhabenheit verpflichten uns, sie auf keine Weise durch übertriebene Worte zu entweihen und zu entwürdigen.“

Wir übertreiben nicht wenn wir die Errungenschaften Israels erwähnen und aufzählen, wenn wir heute und hier auf diese sechzig Jahre des Bestehens des Staates Israel zurückschauen. Wir sehen ein Land, das in seiner Region musterhaft ist. Eine blühende Landwirtschaft, ein betriebsames Handwerk und eine effiziente Industrie, lebendige, schöne Städte und Ortschaften, hervorragende wissenschaftliche Einrichtungen, kulturelle und pädagogische Institutionen von Weltrang, medizinische Versorgung und eine disziplinierte, schlagkräftige und politischer Weisung folgende Armee. Doch vor allem hat Israel seinen gegebenen, heiligen Auftrag erfüllt und Juden aus aller Welt, ob reich oder arm, ob schwarz aus Äthiopien oder blond und aus Norwegen, ob orthodox oder liberal, uneingeschränkt, aufzunehmen.

Die Jüdische Bevölkerung Israels hat sich seit 1948 fast verzehnfacht. Das hat bisher kein anderer Staat in solch kurzer Zeit vollbracht. Sicher, wurden Fehler begangen, selbstverständlich gab es schwierige Zeiten und es wird sie auch in der Zukunft geben, aber wir können sicher sein, dass alle Aufgaben, mit der Unterstützung der Juden der Diaspora, gemeistert werden. Das große Problem, das heute die Region belastet, wird auch, ich bin sicher, eine adäquate, für alle gerechte Lösung finden. Das Wesen und das Erscheinungsbild des Judentums werden an ihr gemessen werden.

Wer Israel heute besucht, ja, sogar die junge Generation im Land vergisst oft, weiß gar nicht, welche harten Anstrengungen, welcher Einsatz, welche Selbstlosigkeit, welcher Mut, von so wenigen aufgebracht werden mussten um zu dem zu gelangen, das heute unser ist.

Da waren die, die aus Liebe zum Land, als Pflicht der Religion, aus politischen Erkenntnissen und sozialem Bewusstsein ihren Weg nach EREZ JISRAEL nahmen. Da waren CHOWEWE ZION und BILUIM, da waren die OLIM der verschiedenen Strata der frühen Einwanderwellen. Im Lande selbst bildeten sich Organisationen und Institutionen und Lebensweisen. Worte wie HECHALUZ, HASCHOMER, HISTADRUTH, KUPATH CHOLIM, KIBBUZ, MOSCHAW klingen im Ohr; Namen wie Pinsker und Brenner, Elieser ben Jehuda und Arlosoroff, Jabotinskzy und Gordon, Trumpeldor und Syrkin, Shertok und Ben-Gurion, um nur einige der langen Reihe zu nennen, die alle genannt werden sollten, kommen in den Sinn.

Wer heute durch das EMEK JESREEL fährt, oder besser, er sollte durch das EMEK wandern, trifft auf eine Landschaft, die ein wahres EDEN, ein „Garten Gottes“ ist. Noch in den zwanziger Jahren des letzen Jahrhunderts, vor nur achtzig Jahren, war das EMEK ein Malaria verseuchtes Gebiet, das unter großen Opfern, drainiert, entsteint und dann besiedelt wurde.

Der Geist der herrschte und die Liebe zum Lande wurden in wunderbaren, bescheidenen Worten, von einer hebräischen Dichterin, die uns unter dem Namen „Rachel“ bekannt ist,

estschri t_Stein_ nnenteil indd 46 25 05 2009 11 40 05 Uhr

ausgedrückt. Sie verstarb 1931. Lassen Sie mich die Übersetzung von Ephraim Bräudo hier vortragen. Das Gedicht lautet:

An mein Land.

Ich sang die nicht, mein Land,
noch hüllen tat ich dich
in Heldensagenklang,
in Prunkgewand:
nur Baum - den Pflanzte ich
am stillen Jordanhang,
nur Pfad - den ebnet ich
durch weites Land.

Ach, klein und ärmlich ist, -
Ich, Mutter weiß es wohl –
ach, so gering ist ja was ich dir bot:
nur jauchzend Freudenschall,
wenn du im Licht erstrahlst,
nur weinen insgeheim
ob deiner Not.

Über Jahrzehnte wurde der Kampf um Israel, im wahrsten Sinne des Wortes, mit dem Spaten in der einen und dem Gewehr in der anderen Hand geführt. Es war ein Kampf der viele Opfer erforderte. Seit nun sechzig Jahren gewährt die ZWA HAGANA LEJISREAL, die Verteidigungs-Armee Israels, Schutz vor den Feinden des Staates. Viele Tausende der Jungen, Besten mussten und müssen leider immer noch, das endgültige Opfer ihres Lebens darbringen; nicht nur unser Gebet, sondern unser unbeugsamer Wille ist es, dass ihre Hingabe nicht umsonst gewesen sei.

Vor zweitausendfünfhundert Jahren, wurde der Prophet Jecheskel, das ist Ezekiel, in einer übermächtigen Vision, in das „Tal der vertrockneten Gebeine“ geführt, die das von den Babyloniern geschlagene, sich selbst schon aufgegebene Israel repräsentierten. Die große Frage wurde ihm von Gott gestellt: התחיינה העצמות האלה „Werden diese Gebeine wieder aufleben?“ Ezekiel antwortete: „Herr, o Gott, nur Du weißt es.“ Damals sprach Gott: „So spricht Gott der Herr: Siehe, ich öffne eure Gräber und lasse euch steigen aus euren Gräbern, mein Volk, und bringe euch auf den Boden Israels.“

In unserer Generation lagen wir wieder, geschlagen im „Tal der vertrockneten Gebeine“ und die Antwort auf die Frage: „Werden diese Gebeine wieder aufleben?“ wurde gegeben; durch Aufopferung und schier übermenschliche Anstrengung, mit Liebe und Arbeit und Glauben, wurde neues Leben im alten Land erobert. Das Pfand, das hundert Generationen gaben wurde eingelöst, man hatte Jerusalem nicht vergessen.

Noch in Trauer um das Verlorene gebeugt, wurde die Erde tief gepflügt, damit die Saat stark und hoch wachse; und so wie das, so lange vernachlässigte Land seine Fruchtbarkeit wieder gewann, so erneuerte sich der Geist seiner Menschen. Israel lebte und lebt wieder, Staat und Volk, verwurzelt in seiner Erde, im Lande der Väter und jetzt der Kinder.

So wollen wir nochmals beten: „Unser Gott, und Gott unserer Väter, segne das Land Israels, uns allen heilig. Dort weissagten unsere Propheten in Deinem Namen, ein Strahl des Lichts für unseren Geist. In jeder Generation der „Langen Nacht der Geschichte“ beteten wir um die Rückkehr nach Zion. Jetzt ist es geschehen. Es war unser Schicksal die SCHOA erleiden zu müssen, aber es wurde uns auch erlaubt, die Wiedergeburt Israels zu erleben. In einer Generation. So mögen wir auch Zion in Frieden sehen, seine Kinder sicher, sein Leben gesichert; und möge auch die Zeit nicht fern sein wenn alle in Wahrheit sagen können und sagen werden:

כי מציון תצא תורה ודבר-ה' מירושלם

Ja, von Zion geht die Lehre aus, und das Wort des Ewigen von Jerusalem.

Predigt am JOM KIPPUR 2008, in Mannheim,

Wir preisen den Ewigen, unseren Gott, dessen leitende Hand wir in der Geschichte, dem Erleben Israels verspüren, auf dessen erlösenden Akt, die Menschheit wartet.

Seine Macht erhält den Rhythmus der Natur und seine Ewigkeit ist Teil des menschlichen Seins. Seine Heiligkeit erfüllt uns mit Ehrfurcht und seine Weltenherrschaft, wird anerkannt. Auf sein Wort wurden Sabbat und Feste zur Freude; und dieser JOM KIPPUR eingesetzt, um Entsühnung und Ausgleich zu erlangen.

Liebe Freunde. Wir wollen in dieser Stunde die uns zum Jiskor leitet einen kurzen, ernsten Blick auf diese Geschichte und das

estschri t_Stein_ nnenteil indd 47 25 05 2009 11 40 07 Uhr

Erleben Israels werfen, um den Weg besser zu verstehen der uns heute, hier in diese Synagoge, zum Gebet geführt hat.
Vor langer Zeit, doch wir erinnern uns, da wurde dieses kleine Volk Israel mit dem Auftrag betraut, ein Königreich von Priestern, ein heiliges Volk, zu werden, um den Namen Gottes der Welt kund zu tun. Ausgerüstet mit dem Wissen der Thora, begann Israel seine Rolle in der Heilsgeschichte der Menschheit. Sein Weg führte vom Sinai in das Land, das sie besiedelten und aufbauten. Über Jahrhunderte festigte sich der Ritus der sich entwickelnden Gesellschaft. Ein Tempel wurde in Jerusalem erbaut, eine Priesterkaste leitete das Ritual. Die Propheten Israels wachten über das Seelenheil des Volkes, nicht immer mit Erfolg. Sie lobten und tadelten: „Suchtet Gerechtigkeit, verteidigt die Schwachen, den Fremden, die Waise, die Witwe."
Israel stolperte auf seinem Weg und fiel, Korruption und Hochmut hatten die Gesellschaft durchsetzt, der Feind hatte leichte Beute. Doch der Ewige hatte sein Volk nicht verlassen, so wie sie IHN nicht vergaßen. „An den Wasserbächen Babylons saßen sie nun und weinten, wenn sie Jerusalems gedachten."
Das große Wunder geschah, aus dem Wenigen das geblieben erwuchs Neues, so dass mit der bald ermöglichten Rückkehr in das Land und dem Wiederaufbau eines neuen Tempels in Jerusalem, gottesdienstliche Handlungen entstanden, die wir noch heute im Gebet dieses JOM KIPPURS, nachahmend, verwenden.
Im Mussaf-Gebet sagen wir, „Als Priester und Volk, die in der Vorhalle standen, den hochheiligen Namen Gottes von den Lippen des Hohepriesters in Heiligkeit und Reinheit vernahmen, da sanken sie ins Knie, warfen sich anbetend nieder, neigten sich mit dem Antlitz zur Erde und riefen: Gepriesen sei sein Name, sein Reich und seine Herrlichkeit in Zeit und Ewigkeit."
Doch auch dieser zweite Tempel, wie der erste wurde zerstört. Alles, das über fünfhundert Jahre entwickelt wurde, gesellschaftlich- und religionstragend war, wurde zu Erinnerungen. Doch es scheint das Schicksal dieses Volkes zu sein, durch Verluste zu wachsen. Denn mit dem Fall des zweiten Tempels, erstand die Institution der Synagoge, mit ihrem „Dienst des Herzens", der die alten Opferriten ablöste. Keine Priester mehr die für das Volk eintraten und handelten, sondern ein Jeder trug von jetzt ab persönliche Verantwortung.
Gemeinschaftlich wurde nun zelebriert, gebetet, gelernt. Ausgerüstet mit Bethäusern, Schulen und Büchern, immer mit Büchern, zog Israel in die Welt, um wo immer man sich niederließ, niederlassen durfte, Gottes Einheit zu verkünden.
Zurückschauend auf die zweitausend Jahre der Prüfungen, staunen wir, über das Geheimnis der Kraft, welche der Geschichte zum Trotz, uns nicht nur überleben, sondern unerwartete Leistungen vollbringen ließ. Jede Generation legte auf ihre Weise, ihr HINENI, ihr „hier bin ich" auf den Altar der Jüdischen Existenz.
Unvorstellbare Opfer wurden gefordert, doch Generation nach Generation, in Zeiten der Dunkelheit und auch des Lichts, rang, kämpfte man dafür den Auftrag zu erfüllen, der in der Urzeit gegeben, in einer grausamen Welt, „ein Königreich von Priestern, ein heiliges Volk zu sein".
Wir wurden im wahrsten Sinne des Wortes, zu dem „Leidenden Knecht" Gottes. Ausgestoßen, verbannt, verachtet, misshandelt, unterdrückt, verwundet, getötet, ermordet. Dennoch blieben wir Gottes Knechte, seine Diener, die immer, die manchmal schwache Flamme des Lebens und des Glaubens und des Vertrauens, in einem Meer des Hasses und der Angst weiter trugen.
Wir vergessen weder die körperlichen Qualen noch die seelischen Erniedrigungen die wir erlitten; wir sagen unser Jiskor um auch Gott nicht vergessen zu lassen.
„ELE ESK'RA" der Dinge erinnern wir uns. ÄLI ZION W'AREHA, Ich trauere um Zion und ihre Städte, sing ein mittelalterliches Klagelied, den Fall von Jerusalem beweinend. Die traditionellen Gebete des JOM KIPPUR beklagen die hadrianischen Verfolgungen, den Tod der großen Lehrer, Schimon ben Gamliel, Jischmael, Akiwa und andere, die den Märtyrertod erlitten.
Da waren die Kreuzzüge, die Massaker im Rheinland, Spanien, die Liste ist lang und allumfassend. Und erst gestern das Unvorstellbare; sechs Million Ermordeter.
Der Prophet Jeremia, lässt Gott sprechen: „Eine Stimme der Klage wird zu Rama gehört, bitterliches Weinen, Rachel weint um ihre Kinder, sie verweigert es sich trösten zu lassen, ihrer Kinder wegen, denn sie sind nicht mehr.
Nach diesen Leiden, lagen wir ermattet, doch wir lebten, verweigerten aufzugeben und standen wieder auf, die Arbeit fortzusetzen, die Wunden zu binden, die Trauerenden zu trösten, die Hungrigen zu speisen, die Einsamen zu umarmen. Neue

estschri t_Stein_ nnenteil indd 48 25 05 2009 11 40 07 Uhr

Gemeinden wurden gegründet, alte gepflegt. Synagogen Ωwurden gebaut und notwendige Institutionen eingerichtet, wie wir es immer, überall getan.
Der Psalmist, der Sänger des 118. Liedes sang:
„LO-AMUT KI-ÄCHJE, WAASAPER MAASE JA“,
„ich sterbe nicht, nein ich lebe, und erzähle die Taten Gottes.“
Und wieder geschah es wie ein Wunder, im alten Land Zions erstrahlte ein neues Licht. Der Staat Israel wurde zur Wirklichkeit. Das Land, lange verödet wurde zu neuer Fruchtbarkeit gebracht. Körper und Geist des geschlagenen Volkes wurden wiederbelebt, wie die Weissagung Ezekiels, es prophezeite: „Ich lege meinen Geist in euch, dass ihr lebet und bringe euch in euer Land, dass ihr erkennt, dass ich der Ewige es gesagt und getan habe, ist der Spruch des Ewigen. (Ez. 37:14)
Doch nicht nur nach Israel, dem Staat ist unser Blick gerichtet, denn die ganze Erde ist Gottes. Lesen wir doch: „UW'CHOL HAMAKOM ASCHER ASKIER ET SCH'MI, AWO ELECHA UWERACHTICHA,“ „an jedem Ort an dem ich meinen Namen erklingen lasse, werde ich kommen und dich segnen.“ Wo immer man sich im Gottes Namen beschäftigt, dort ist Thora. Daher sollen wir alle, wo immer wir leben, in verständiger Partnerschaft untereinander und mit Israel verbunden sein.
Der Auftrag Israels, des Judentum ist noch nicht erfüllt, wir leben in einer unerlösten Welt. Das Bringen der Nachricht der Aufklärung, das Lehren der Menschlichkeit, auch und vielleicht vor allem durch Beispiel, wartet noch auf den Boten, den Lehrer, das Vorbild. Der Grund, der Zweck der Existenz Israels, des Judentums ist ja nicht Selbstzweck, sondern universaler Natur. Jesaia belehrte uns: „Zu gering ist es, dass du mir zum Knecht seist, die Stämme Jakobs aufzurichten, die Geretteten Israels zurückzuführen, so stelle ich dich hin „L'OR GOJIM“ ein Licht den Völkern zu sein, dass mein Heil gelange an das Ende der Erde“. (Jes. 49:6)
Liebe Freunde. Auf dem langen Weg durch die Geschichte wurden und werden Fehler begangen, gemeinschaftlich und individuell. Vieles das gekrümmt wurde, kann ausgerichtet werden, aber da bleibt die Unruhe des Gewissens, man möchte bekennen, Verantwortung zeigen, Rechenschaft ablegen. Daher wenden wir uns an diesem Tag Gott zu, unsicher erklären wir uns im Gebet, mit oft unverstandenen Worten und teils vergessenem, abgelegtem Glauben. Wir erklären unsere Verfehlungen und nehmen uns vor sie nicht zu wiederholen.
Wir tasten uns durch die selbstverschuldete Dunkelheit, klopfen an Gottes Pforten, denn wir wissen, dass die Tore zur Reue niemals geschlossen sind, und es wird uns gelehrt, dass unsere Vergehen vergeben werden, wenn wir sie nicht weiter begehen.
Wenn wir uns nun persönlichem Gedenken und Erinnern zuwenden, so soll es mit Wissen und gutem Gewissen geschehen. Alles das störend ist, unseren Blick trübt, soll entfernt werden. Bemühen wir uns so zu sein, zu werden, dass in Generationen der Zukunft, wenn man sich an uns erinnern wird, man wahrhaft sagen kann: „Die Welt ist ein bisschen besser weil wir, die Zeit die uns bemessen war, zum Guten zum Fortschritt, zur Ehre Israels und des Judentum, genutzt haben.

Amen.

Monolog zu Simchat Thora 2008

תורה צוה לנו משה. מורשה קהלת יעקב

Die Thora hat uns Mosche entboten, als Erbteil der Gemeinde Jakobs.

ויהי בישרון מלך בהתאסף ראשי עם יחד שבטי ישראל

Und in Jeschurun ward er König,
da sich versammelten die Häupter des Volkes,
vereint die Stämme Israels.

So beginnt eine der Aussagen aus den letzten Abschnitten der Thora, die wir zu SIMCHAT TORAH verlesen. Die Worte geben uns klar zu verstehen, dass Thora nicht wie ein Erbstück zu betrachten ist dem rein Materieller Wert zugeschrieben werden kann, wie es mit Erbe meist der Fall ist.
Die verwendete hebräische Terminologie für das Wort Erbe, ist nicht JERUSCHA wie das Wort normaler Weise übersetzt wird. JERUSCHA, oder „Jerusche“, wie der Volksmund es ausspricht, ist etwas das geerbt wird, und mit dem der Empfänger dann nach Belieben verfahren kann, ja, es sogar verschwenden kann.
MORASCHA hingegen ist etwas ganz anderes, es verpflichtet das Erbteil zu pflegen und zu erhalten, um es später, wann immer

estschri t_Stein_ nnenteil indd 49 25 05 2009 11 40 08 Uhr

es sein wird, rein, und unverändert in seinem Grundsätzlichen, weiter den nächsten Generationen zu hinterlassen.
Ein jeder unserer Gemeinschaft trägt daher persönliche Verantwortung sich dieser Aufgabe zu widmen, nicht nur das Tanzen mit der Thora ist gefragt, sondern auch ihr Lesen und Verstehen.
Ferner entnehmen wir aus diesem Text, dass wir uns dieses Erbteil der Thora nicht so einfach gegeben wird, sondern dass wir es erwerben müssen und uns würdig zeigen müssen es zu erhalten, auch ist es nicht ein Erbteil, das an eine Person gegeben wird, obwohl jeder persönlich haftet, sondern es ist MORASCHA KEHILAT JAAKOW, es ist ein Erbteil an die Gemeinschaft Jakobs, das ist Israel , das ist das Judentum heute, in dem selbst die kleinste Gemeinde angesprochen ist.
Thora wirkt auf dieser Ebene, zusätzlich zu allen anderen Attributen die ihr zustehen, als vereinender Faktor für die Einheit der Jüdischen Gemeinschaft.
Die Sprache der Thora ist vielschichtig, die Bezeichnung Jeschurun, die für die Gemeinschaft Israels verwendet wird, enthält das Wort „JASCHAR" „gerade", nach dem Recht wandeln.
Erst wenn das Erbteil der Thora, fest in den Händen derer ist, die alle aufrecht uns fest, dieses Erbes würdig sind, wird die Einheit und Beständigkeit Israels garantiert sein.
An diesem Simchat Thora, ist es wieder an uns, wie jedes Jahr, symbolisch das MORASCHA, das große Erbteil zu übernehmen, alle, Groß und Klein, sind aufgerufen es zu pflegen, zu hüten, zu mehren.

CHAG SAMEACH.

Channuka

An bestimmten, besonderen Tagen des Jahres merkt man, wie schnell die Zeit vorübergeht. Für manche mag es der Geburtstag sein, der sie etwas aufschrecken lässt, dass schon wieder ein Jahr vorüber ist, für andere wiederum ist es ein kommendes Ereignis, wie z.B. ein Feiertag oder ein Jahreswechsel.
Ich gebe es zu, für mich war es die Channukazeit , auf die ich als Kind wartete, und immer noch verbinden sich angenehme Gedanken mit ihr. Es war etwas dem man entgegen sah, bei aller vorgetäuschter Nonchalance und Zurückhaltung. An den Erwartungen und an ihren Erfüllungen konnte man abmessen, dass man älter geworden war.
Nun ist man schon alt geworden und es ist wieder an der Zeit Channuka zu feiern, tatsächlich sind wir schon mitten im Fest. Wir führen die traditionellen Handlungen durch und wir befassen uns hoffentlich auch mit den Hintergründen, den Ursachen und den Inhalten des Festes. Denn wie mit all den Riten und Bräuchen unserer Traditionen, da ist es nicht all zu wichtig, dass man sich mit den Kleinigkeiten belastet, wie interessant sie auch sein mögen, sondern, dass man versteht was man tut.
Da gab es z.B. , nun schon vor vielen Jahren, hier in unserer Gemeinde Diskusionen, ob die vom Keren Kajemeth verschickten Channukakerzen, lang genug brennen, als ob Gott mit der Stoppuhr da steht und das überprüft. Sie brennen lang genug. Oder, da ist die Reihenfolge in der man die Kerzen entzündet. Große Diskussionen ob von rechts nach links, von links nach rechts, usw. denn wir haben im Judentum ja nichts Wichtigeres zu tun oder keine größeren Sorgen.
So wollen wir uns hier, etwas über Channuka unterhalten und wir wollen ein wenig Geschichte, Legende, Ursprung, Erzählung und auch einige Gedanken für die Gegenwart vortragen.
Nun, Channuka, so wie wir es kennen, ist natürlich ein nachbiblischer Festtag, welcher laut der Tradition, gewisse historische Ereignisse feiert, welche im 2. Jahrhundert, vor der bürgerlichen Zeitrechnung geschahen, und deren Verlauf, in Einzelheit in den Büchern der Makkabäer niedergeschrieben ist. Diese Bücher sind, obwohl sie in ihren ältesten, heute existierenden Versionen, nur in griechischer Sprache vorhanden sind, Jüdische Bücher, sie gehören zu den sogenannten Apokryphen und Pseudepigraphen der Bibel, das bedeutet letztlich, „außenstehende Bücher", weil sie, aus welchen Gründen auch immer, nicht in den Jüdischen Bibelkanon auf genommen wurden.
Aus dieser Literatur nun, schöpfen wir unser Wissen über diese so fernen Ereignisse. Alle späteren jüdischen Quellen, stützen sich im Großen und Ganzen, bis auf verbal tradierte Überlieferungen, auch auf sie.
Die volkstümliche, folkloristisch verbreitete Begründung der acht Tage langen Dauer des Festes, stützt sich auf das in diesen Büchern erwähnte wundersame Ölkrüglein, dessen Inhalt, obwohl nur wenig, entgegen allen Gesetzen der Natur, dennoch

estschri t_Stein_ nnenteil indd 50 25 05 2009 11 40 09 Uhr

für acht Tage, die Flammen, der gerade wieder eingeweihten Tempelmenorah, brennen ließ. Einfach gesagt: das bisschen Öl brannte acht Tage, und daher feiern wir heute acht Tage lang, mit einem achtarmigen Leuchter, eine Flamme für jeden Tag.

Aber so, simplistisch dargestellt, ist die Channuka Tradition, mit allem das sie beinhaltet, selbst für Kinder, heute nicht mehr akzeptabel. Vielmehr ist eine wissenschaftlich, historische Erklärung der acht Tage des Festes, die höchst wahrscheinlich richtig ist, darin zu finden, dass es wegen der Entweihung und fremden Besatzung des Tempels nicht möglich war, die vorgeschriebenen Festtage zu begehen, aber dass nun, mit dem Neuweihen des Tempels, das letzte, vorhergegangene Fest, nämlich das achttägige Suckoth, das Laubhüttenfest, nachzelebriert wurde. So war CHANNUKAT HAMISBEACH die Wiederweihe des Altars, des Tempels, das erste Channuka, tatsächlich ein verspätetes Sukkoth, jener Zeit.

Doch ebenso wichtig, wie das Verstehen der Geschichte ist die Entwicklung dessen, das egal in welcher Richtung aus ihr entstanden ist. Die Vergangenheit ist zum Hintergrund, zur Kulisse geworden, vor der wir feiern. Was wir aus den geschichtlichen Realitäten selbst, für uns entnehmen, ist, dass der Aufstand der Makkabäer vor allem ein Widerstand gegen fremden Einfluss, damals gegen den Hellenismus und weniger gegen die fremde Besatzung und die Unselbstständigkeit war. Die jüdische Tradition lehrt, wie es in biblischen Texten und den Gebeten des Festes zum Ausdruck kommt, dass wahre Kraft im Geistigen lieg und, dass im gerechten Streiten, die Starken sehr wohl in die Hand der Schwachen fallen können und die Vielen in die Hand der Wenigen, dass die gerechte Sache eben „wundersame“ Kräfte entwickeln kann.

Wir verstehen und proklamieren, Channuka proklamiert, dass selbst wenn es öfters so aussehen sollte, als ob die Mächte der Dunkelheit die Oberhand hätten, sie dennoch letztlich besiegt werden; und sind wir nicht die besten Zeugen für diese unsere Auffassung.

Channuka wurde für uns das Fest der Lichts. Wir vergleichen Dunkelheit mit Bösem, Licht mit Gutem. Wir sind beinahe wie besessen mit dem symbolischen Gedanken des Lichts und der Dunkelheit. Niemand und nichts gedeiht und entwickelt sich in Dunkelheit. Im hellen Licht sehen wir, werden gesehen, wir können lesen und lernen und leben.

Zum Symbol des Lichts ist unser achtarmiger Leuchter des Channuka Festes geworden. Doch schon lange vor den Channukageschehen, vom Anbeginn der kultischen Entwicklung Israels, hatten wir eine Menorah, ein Kandelabrum, als wichtigen Kultgegenstand im Stiftzelt, im alten Wüstenheiligtum und es ist sicher, dass schon davor, Licht eine Rolle in der Entwicklung des Kultes eine Rolle spielte.

Es war Stefan Zweig, der in einer Novelle, „der begrabene Leuchter“ erzählt, wie viel diese alte Stiftzelt und Tempel Menorah, uns über unsere Vergangenheit berichten könnte, denn von jenem Tag an, da sie durch den Künstler Bezalel geformt und von dem Hohen Priester, Aharon, zuerst entzündet wurde, da hat sie durch die vielen Jahrhunderte ihrer eigenen Dienstzeit und dann durch die Jahrtausende ihrer symbolischen Existenz, immer das Schicksal Israels beleuchtet. Es ist eine Erzählung die man zu Channuka lesen oder aus ihr zu minderst vortragen soll.

Die Bibel berichtet, dass diese Menorah des Stiftzelts, in der Wüste entstanden, von König Salomon in den Tempel zu Jerusalem übernommen wurde. Dort stand sie für beinahe fünfhundert Jahre, bis zu jenem Tag an dem die Babylonier, dieses heilige Gerät, zusammen mit allen anderen Tempelschätzen, als Kriegsbeute, nach Babylon verschleppte, als er im Jahre 586 vor der bürgerlichen Zeitrechnung, Jerusalem eroberte.

Es wird erzählt, dass Cyrus der Medier, bei seiner Eroberung, nun von Babylon selbst, den Judäischen Exilanten bei ihrer Rückkehr nach Jerusalem, diese Menorah wiedergab, wo sie nun in dem Zweiten Tempel aufgestellt wurde und wieder des Volkes Vertrauen in Licht und offenen Glauben symbolisierte.

Die Jahrhunderte zogen vorüber. Die Channuka Geschehen erschienen am Horizont der Geschichte. Der syrisch hellenistische König, Antiochus Epiphanes löschte ihre Flammen, Dunkelheit senkte sich auf Israel, bis die Makkabäer sie zum Erneuten Glanz entzündet

Es sollte das letzte Erstrahlen der Menorah sein, langsam wurden ihre Lichter dunkler. Innerer Zerfall, politische Machtkämpfe, Desinteresse, Anpassung an viele, und Aufnehmen von vielen fremden Bräuchen und Einflüssen bewirkten das, was militärische Macht nicht erreichen konnte. Am Ende, bedurfte es keiner großen Anstrengung Roms, um die letzten Funken der

estschri t_Stein_ nnenteil indd 51 25 05 2009 11 40 09 Uhr

Menorah zu löschen. Das Volk erstarrte in Dunkelheit.
Die Menorah selbst wurde nach Rom verschleppt und dort in triumphalen Zug der Menge gezeigt und dann in einen Heidentempel Roms aufgestellt. Alles was uns geblieben, ist ein Abbild in Stein gegraben, auf dem Triumphbogen des Titus zu Rom.
Alte Traditionen wollen wissen, dass Vandalen Könige, die Menorah von Rom nach Karthago brachten, dann kam sie nach Konstantinopel und endlich so wird es berichtet, gab sie der Kaiser Konstantin einer Kirche in Jerusalem. Die Menorah war heimgekehrt, doch sie bleibt verschwunden.
Doch nun geschah ein Wunder, das wirkliche Wunder des Channuka, denn anstatt der einen Menorah, in Gold geschmiedet und nur im Stiftzelt und Tempel genutzt, werden jedes Jahr unzählige Menoroth entzündet. Sie bezeugen, dass die Flamme des Glaubens an die Macht der Gerechtigkeit und des Rechts, so zu leben wie man es für sich will, nicht erloschen ist.
Die Erlebnisse unserer Generation und die Geschehen der Gegenwart zeigen nur zu deutlich, dass die Erde, die Menschheit immer noch im Dunkeln sind und, dass sie jedes, wenn auch noch so schwaches Licht benötigen.
Wir zünden unsere Lichter, doch soll es nicht nur eine missverstandene und dann daher leere Zeremonie sein, die absolviert wird, weil es ihre Zeit ist, sondern sie sollen vielmehr uns und allen, als Leuchtfeuer auf dem Weg in eine bessere, gerechtere Welt dienen.
Unsere Weisen erkannten den besonderen Status dieser Lichter, sie sagten und wir sagen es in unseren Gebeten des Festes:
„Diese Lichter sind heilig, „ keinem weltlichen Zweck gewidmet, nur um sie anzusehen und wir hoffen, sie zu verstehen, zünden wir sie.

Kleiner Monolog, Priestersegen mit Akzent auf SCHALOM.

Aus der Reichhaltigkeit der Themen mit der sich die Thoralesung, an diesem Schabbat befasst, hebt sich ein Spruch hervor, der nicht nur in der Gebetsagenden des Judentums, sondern auch in die der christlichen Religionen aufgenommen wurde.
Es ist BIRKAT KOHANIM, der Priestersegen, aus dem 4. Buch Mose, Kapitel 6, Verse 24-26. Dort wird in einfachen kurzen Sätzen, in der hebräischen Ursprache sind sie nur drei, fünf und sieben Worte lang, in steigernden Bittsprüchen, um Gottes Segen, um Schutz und Gnade, sowie um materiellen Wohlstand und als Höhepunkt um den alles untermauernden Frieden gebeten.
Diese, nur fünfzehn Worte, drücken das unerschütterliche Vertrauen des Menschen in Gott aus. Es ist die Anerkennung, dass nach allen unseren menschlichen Anstrengungen, immer noch der Segen, die Bestätigung Gottes, kommen muss, um sie endgültig gelingen zu lassen.
Schon zur Zeit des Tempels in Jerusalem, vor mehr als zweitausend Jahren, wurde dieser Segen in feierlichem Zeremoniell, von einer besonderen, erhöhten Plattform aus, durch die amtierenden Priester, zweimal täglich, über das Volk gesprochen. Heute werden in unseren Gottesdiensten, zum Abschluss des Hauptgebetes, die Worte des Priestersegens, von dem Vorbeter vorgetragen, während die Gemeinde, stehend, in Andacht zuhören soll.
Wir wollen den Text der Segensformel kurz besprechen und versuchen einige Fragen, die wie immer bei biblischen Texten auftauchen, zu erklären .
Zuerst fällt auf, dass der Spruch, obwohl er ohne Zweifel für das ganze Volk gesprochen sein sollte, grammatisch in der Einzahl gehalten ist. Wir lesen als Einführung: „Rede zu Aaron und zu seinen Söhnen und sprich: Also sollte ihr die Kinder Israels segnen, sprich zu ihnen.“ Dann folgt der erste Satz des Segens. „Es segne dich der Ewige und behüte dich.“
Eine der Erklärungen die dafür vorgetragen werden ist, dass als Vorbedingung für jeden Segen, die Einheit und die Einigkeit der Gemeinschaft verlangt sind, dass jeder Einzelne sich als Teil der ganzen Gesellschaft fühlen muss und sich auch so fühlen kann. Der Segen selbst, der hier angesprochen wird, beinhaltet Leben, Gesundheit und Wohlstand. Den Wunsch um das Positive; während das Behüten um das gebeten wird, um Schutz vor Krankheit, Armut und allem Unheil bittet. Es gibt viele Erklärungen und Auslegungen, von denen die relevanteste für uns vielleicht diese Umschreibung ist: „Möge Gott uns vor allen Missständen bewahren, die so oft, bei einer durch Wohlstand verwöhnten Gesellschaft, auftreten.“
„Der Ewige lasse dir leuchten sein Antlitz und sei die gnädig.“

estschri t_Stein_ nnenteil indd 52 25 05 2009 11 40 09 Uhr

Hier werden Licht und Gnade angesprochen. Dieser zweite Satz des Segens benützt das Symbol des Lichts, um vor allem Freundlichkeit, ja Freundschaft auszudrücken. Hilfe und selbst Erlösung werden dadurch bekundet und ausgedrückt, dass Gottes Angesicht dem Menschen zugewendet ist. Wie es der 80. Psalm ausdrückt: „Ewiger, Gott der Heerscharen, führe uns zurück, lasse Dein Antlitz leuchten, dass und geholfen werde."

Die Gnade Gottes von der gesprochen wird, ist in zwei Richtungen ausstrahlend zu verstehen. Möge man Gunst und Wohlgefallen finden in den Augen Gottes und der Menschen. Das ist ein Sentiment, das wir in jedem Tischgebet nach dem Essen, zum Ausdruck bringen. Möge es uns vergönnt sein beliebt zu sein und akzeptiert zu werden; aber auch in der Richtung des Familienglücks soll diese Gnade gesehen werden, sowie auch auf den materiellen Wohlstand bezogen sein.

Der biblische Text lässt in den Patriarchenerzählungen, Jakob dasselbe Wort benutzen, um seinen Dank für eine Kinderreiche Familie und für seinen materiellen Erfolg auszudrücken. Auf die Frage seines Bruders Esau, wer denn die Kinder seien die er da um sich habe, antwortete Jacob: „Die Kinder sind es, mit denen Gott begnadet deinen Knecht." (Gen. 33:5)

Und letztlich der dritte Satz: „Der Ewige wende dir sein Antlitz zu und gebe dir Frieden." Nicht nur, möge Gott sein Antlitz leuchten lassen, sondern Er soll auch seine Aufmerksamkeit, sein Sich-Kümmern, dem Menschen zuwenden und dann, um allen Bitten die Möglichkeit des Gedeihens zu geben, endet der priesterliche Segen, mit dem Ruf nach Frieden.

Nun ist es so, dass dieses hebräische Wort „Schalom" das so oft benützt und auch missbraucht wird, viel mehr bedeutet denn nur Frieden. Es schließt Gesundheit, Sicherheit, Ausgeglichenheit und mehr in sich ein. SCHALOM, bedeutet Ruhe und Freiheit von allen Belastungen.

Frieden, sagen unsere Weisen, ist eine der Säulen, ohne welche die Gesellschaftliche Ordnung nicht bestehen kann. Daher ist es des Menschen Pflicht, sich unter allen Umständen, friedlich zu verhalten und für den Frieden einzusetzen.

Ein in unseren Gebeten häufig wiederholter Leitsatz ist: „Der da Frieden stiftet in seinen Höhen, ER erstelle Frieden auch unter uns." Frieden ist eben nicht nur ein persönliches Anliegen, sondern ein allgemein gesellschaftliches. Wir sollen nicht nur selber friedfertig sein, sondern andere zum Frieden anhalten.

Das Erschreckendste ist heute nicht nur die so oft verspürte Resignation, dass Frieden nicht erhalten wird, sondern der Glaube, dass Krieg, also Unfrieden, nicht nur unvermeidbar für die Lösung von real existenten Problemen ist, sondern unentbehrlich sei.

Eine solche Annahme und Unterstellung ist, besonders bei dem heute zur Verfügung stehenden Waffenarsenal, verhängnisvoll für den Weiterbestand der Schöpfung selbst und steht jeder religiösen und somit der wahren jüdischen Auffassung entgegen.

Nur der Friedenliebende, Friedensuchende und Friedenstiftende geht auf dem Weg, den die Propheten Israels, zum Ziel der allumfassenden Brüderlichkeit, vorgezeichnet haben.

Frieden darf aber nicht als ein passiver Begriff verstanden werden. Frieden ist keine Inaktivität, kein Warten, dass etwas oder nichts geschähe, sondern eine Aufgabe, an alle gerichtet, die ein harmonisches Zusammenarbeiten, auf dem Weg dorthin verlangt, das man das „Reich Gottes auf Erden" nennt.

Der Priestersegen wird jeden Tag, unzählige Male privatim, in Synagogen und Versammlungen, in Kirchen und zu den verschiedensten gottesdienstlichen Anlässen und Handlungen gesprochen. Es ist jedoch unsere, und ganz bestimmt meine, feste Auffassung und Aussage, dass nichts auf uns zukommt, das man nicht verdient hat, um das man sich nicht bemüht hat und dem man nicht wenigstens den halben Weg entgegengekommen ist.

Die drei großen Belange der Menschheit, die in unserem Priesterdegen vorgetragen werden, um die gebetet wird, das Geistige, das Materielle und der Frieden, sind letztlich nur zu erreichen, wenn wir sie mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln anstreben und wenn wir sie nicht nur für uns, wie es uns passt, sondern sie zum Wohle aller einsetzen.

Wenn wir nun, den Priestersegen, das nächste mal hören oder sprechen, dann wollen wir ihn nicht nur, wie automatisch, an uns vorübergehen lassen, sondern wir sollen, ungeniert, die so wichtigen Worte, ihre Wirkung in uns und für uns haben lassen.

„Der Ewige segne uns und beschütze uns.
Der Ewige wende sich uns freundlich zu und sei uns gnädig.
Der Ewige betrachte uns anerkennend und gebe uns von Seinem Frieden.
AMEN.

estschri t_Stein_ nnenteil indd 53 25 05 2009 11 40 09 Uhr

Nachwort

Ganz ausdrücklich möchten wir hier noch einmal erwähnen, dass diese Festschrift nur möglich wurde durch die großzügige Unterstützung zweier Stiftungen:

Casa Argentina en Israel – Tierra Santa und die Internationale Raoul Wallenberg Stiftung.

Der Begründer beider Institutionen, Baruch Tenembaum, soll mit seiner Gratulation das letzte Wort haben:

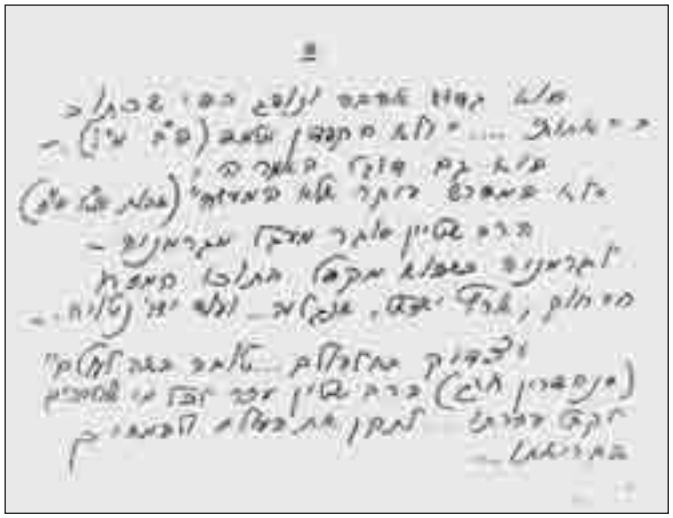
Rav Elieser ben Pinchas v Perel Halevi

Rabbiner Ernst Stein

Stein – nomen est omen. Sein Wille ist fest wie ein Stein – eben genau, wie es der Name unseres Freundes sagt: Rabbi Stein. Wie geschrieben steht: „ Ein guter Stein hing um den Hals unseres Vaters Abraham; und jede kranke Person,
die ihn ansah, wurde augenblicklich geheilt.“ (b’b t“z)
Er wurde in Deutschland geboren und es war sein Los, einen Teil seiner Jugend in dem Land zu verbringen, in dem er geprägt wurde durch die deutsche Kultur und die Möglichkeit bekam, Erfahrungen mit dem Europäischen Erbe zu sammeln.
Er wurde in den Fernen Osten vertrieben, nachdem es ihm gelungen war, dem personifizierten Bösen zu entrinnen; und dort fand er die Gelegenheit, sich bereichern zu lassen durch die Weisheit, die in hunderten von Jahren in einem kulturellen System zusammengetragen wurde, das dem Westen fern steht.
Er emigrierte nach Israel; und dort empfing er das Vermächtnis, das uns von unseren Vätern eingeträufelt ist im ewigen Jerusalem.
Dann siedelte er über in die Vereinigten Staaten, wo er vertraut wurde mit der Welt von morgen, die sich über die Kontinente ausdehnt.
Er kam zurück nach Europa und blieb dem Lernen und Studieren treu und erzog eine ganze Generation: unsere Torah half er lebendig zu erhalten, als er sein Wissen auf seine Schüler ausstrahlte; und sein Herz fuhr immerfort für die Zukunft zu schlagen, für neue Horizonte.
“Sein Herz und seine Stimme blieben im Einklang“ (Pesachim s’g). Sein Tun war immer transparent, seine Rede niemals doppelzüngig; und wir alle akzeptierten seine Autorität, die ihren Ursprung in der Tiefe seiner Seele nahm Er ist ein Rabbiner, der Hebräisch kann: er spricht seine Muttersprache, im Gegensatz zu anderen Rabbinern, die daher gehen und irgendwelche Passagen zitieren, ohne wirklich mit den Wurzeln unserer Kultur verbunden zu sein.
Er ist ein Rabbiner, der das Deutsch der Deutschen Intellektuellen spricht.
Er ist ein Rabbiner, der Englisch kann und verbunden ist mit der Kultur aller Kontinente.
Er ist voll Liebe und guten Willens und verhält sich wie geschrieben steht in “Avot” „Der Unnachsichtige ist kein Lehrer“ (avot p’b m’v).
Er schwört auf den Satz “nicht das Studium ist von größter Bedeutung, sondern die Tat ist es” (avot p’a mi“z).
Rabbiner Stein schließt den Kreis seines Lebens von Deutschland nach Deutschland, der den fernen Osten umschließt, Israel, USA, UK – und er ist noch imstande zu sehr viel mehr.
Ein Gerechter kommt zur Welt, eine gute Sache kommt zur Welt (Sanhedrin Hi“g). Rabbi Stein hat allen geholfen, die bereit waren, seine Hilfe zu akzeptieren, diese Welt zu verbessern und ihre Schöpfung zu vollenden.

Baruch Tenembaum

estschri t_Stein_ nnenteil indd 54 25 05 2009 11 40 09 Uhr



Festschrift_Stein_Innenteil.indd 55 25.05.2009 11:40:10 Uhr